
HEINZ
GOEDECKE
*
WILHELM
KRUG
WIR BEGINNEN DAS
WUNSCHKONZERT
FÜR DIE WEHRMACHT



HEINZ GOEDECKE und WILHELM KRUG

Wir beginnen das Wunschkonzert für die Wehrmacht

Mit einem Geleitwort von Ministerialdirigent Alfred-Ingemar Berndt

1940

NIBELUNGEN-VERLAG · BERLIN-LEIPZIG

Buchschmuck und Einband Manfred Schmidt, Berlin

1.—100. Tausend

Berlin W 9 · Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Inhalt

Bildnachweis

Rosemarie Clausen, Berlin: S. 27, 28, 108, 203
H. Hubmann, Berlin: S. 37, 47 oben, 49, 50, 59 oben, 59 unten, 79 unten, 97, 187, 191, 195, 196, 200
J. Senkpiehl, Landsberg/W.: S. 38 oben, 47 unten, 117 oben, 154 oben
W. Hager, Berlin: S. 38 unten, 79 oben
H. Pabel, Berlin: S. 48, 60 unten, 192, 193, 210
C. Ullmann, Berlin: S. 60 oben, 107, 136, 188, 189, 194 unten, 199 oben
Atlantic, Berlin: S. 80 oben, 154 unten, 194 oben
Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, Berlin: S. 98, 153, 202
Presse-Bild-Zentrale, Berlin: S. 117 unten
Weltbild, Berlin: S. 135 oben, 135 unten
Ufa, Berlin: S. 190, 197, 199 unten
Bankhardt, Berlin: S. 198
Scherl, Berlin: S. 204, 205, 208
Weidenbaum, Berlin: S. 206
Märkische Panorama-Schneider-Südost-Filmgesellschaft Berlin: S. 207

Vorwort

Als ich Herrn Goedecke eines Tages sagte: „Lieber Goedecke, warum fassen Sie nicht das umfangreiche Material über die Wunschkonzerte, die vielen Briefe, die Sie bekommen, die schönen Verse von Wilhelm Krug, einmal zu einem Buch zusammen? Sie würden damit Hunderttausenden eine Freude machen."

Als ich also fragte, da wies Goedecke in seiner schon vom Mikrofon bekannten so sprichwörtlichen Bescheidenheit diesen Gedanken weit von sich. Man werde ihn für größenwahnsinnig halten, wenn er das tue.

Inzwischen hat er sich mit dem Gedanken (nicht: größenwahnsinnig zu werden, sondern das Buch zu schreiben) befreundet, und so wurde und entstand dieses Buch.

Sie werden in diesem Buch auch lesen, wie die Wunschkonzerte entstanden, wie schon vor Jahren der Gedanke geboren wurde, Wunschkonzerte für das Winterhilfswerk zu veranstalten. Im Vertrauen gesagt: In den letzten Monaten haben mir mindestens vier Dutzend Personen versichert, sie seien eigentlich die Erfinder der Wunschkonzerte, und Herr Goedecke habe es nur ihrer Zurückhaltung zu verdanken, daß sie nicht an den Rundfunk herangetreten seien und nun an seiner Stelle vor dem Mikrofon stünden. Ich freue mich auf die Gesichter dieser vier Dutzend Personen, wenn sie dieses Buch in die Hand nehmen werden.

So war es eigentlich sehr naheliegend, als wir im September des Jahres 1939 den Gedanken faßten, doch

nun einmal Wunschkonzerte für unsere Wehrmacht zu veranstalten. Denn wer mit der Waffe in der Hand und unter Einsatz seines Lebens sich für Volk und Reich einsetzt, hat auch zu allererst das Recht, sich etwas zu wünschen. So entstand aus dem Wunschkonzert für das Winterhilfswerk das Wunschkonzert für die Wehrmacht. So, wie Reichsminister Dr. Goebbels den Gedanken, Wunschkonzerte für das Winterhilfswerk zu veranstalten, sofort genehmigte und dafür den Einsatz der besten Kräfte befahl, so wurde es auch dieses Mal. Und so sind dann nun allein bis zum Abschluß des Jahres 1939 über 25 Wunschkonzerte mit einem alles in den Schatten stellenden Erfolg durch den Äther gegangen. Wer einmal ein solches Wunschkonzert hörte, weiß, wie in solchen Stunden Volk und Wehrmacht sich zu einer einzigen großen Familie verbunden fühlen. Er begreift die ungeheuere Bedeutung des Rundfunks als des Mittels, das allein heute in der Lage ist, achtzig Millionen Menschen zu einem großen Gemeinschaftserlebnis zusammenzufassen. So vermitteln die Wunschkonzerte jedem Deutschen auch das Gefühl der Kraft und der Zusammengehörigkeit.

So wie das Wunschkonzert sich blitzschnell viele Millionen von Freunden eroberte, so wird hoffentlich auch dieses Buch als Erinnerungszeichen sich schnell einen großen Freundeskreis schaffen. Es soll gleichzeitig eine Anerkennung für die beiden hauptsächlichen Gestalter der Wunschkonzerte sein: Heinz Goedecke und Wilhelm Krug. Sie stellen sich Ihnen am Schlusse dieses Buches selbst vor.

Alfred-Ingemar Berndt



Soldaten hören Wunschkonzert

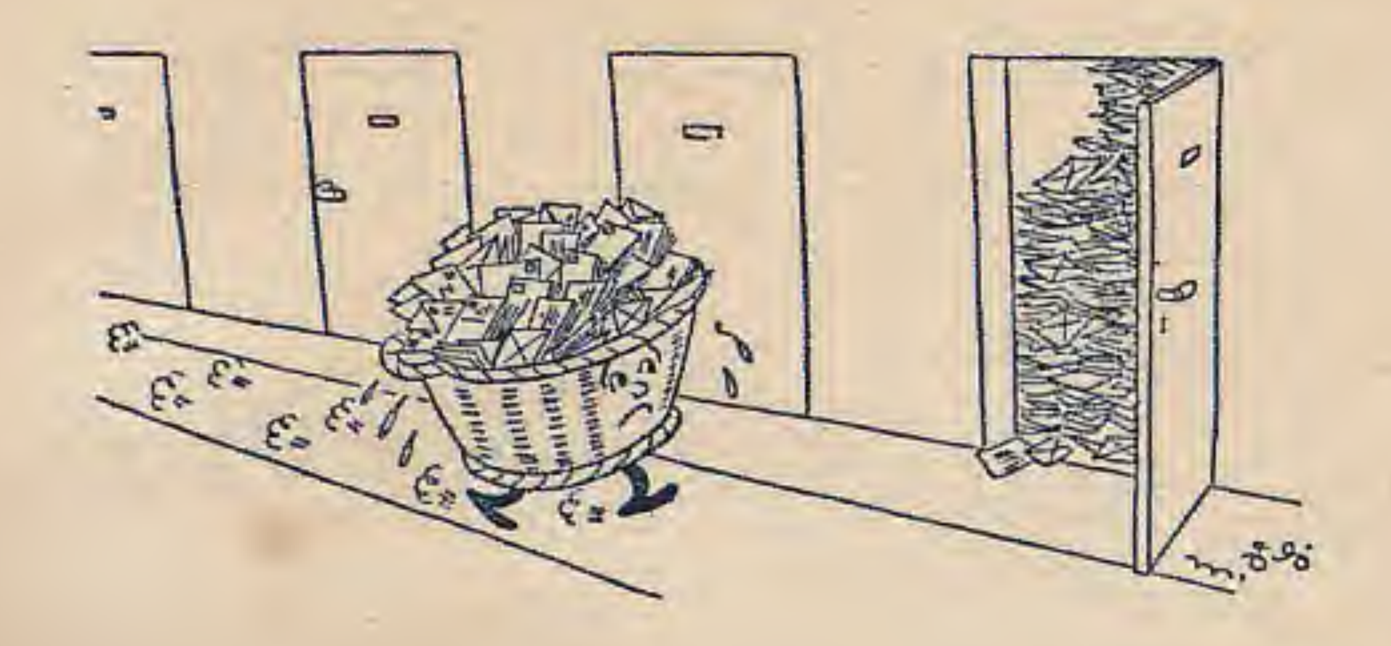
Originalzeichnung von Knut Knudsen



Geburtsanzeige:

Im Wunschkonzerte konnten wir
viel Kinder aus der Taufe heben.
Jetzt haben wir ein eignes hier –
das wagt den ersten Schritt ins Leben.

Wir nehmen an, es ist gesund;
kann nicht nur weinen – kann auch lachen . . .
Drum glauben wir mit gutem Grund,
es wird auch euch Vergnügen machen.



Statt einer Ansage:

Liebe Soldaten,
liebe Leser in der Heimat,
liebe Freunde jenseits der Grenzen,

dreimal am Tage wiederholt sich die gleiche Geschichte: Über den langen Gang im Haus des Rundfunks zu Berlin wankt ein Waschkorb mit Post. Er kennt den Weg bereits. Er läßt sich nicht beirren und geht an der ausgedehnten Zimmerflucht mit den kleinen Türschildern ‚Wunschkonzert' entlang. Er weiß, in jedem dieser Zimmer hängt noch ein weiteres Schild. Darauf steht das Ergebnis einer bauhygienischen Berechnung: Inhalt 58 Kubikmeter Luft.

Aber der Waschkorb weiß es besser. Er ist ein alter Veteran, dem der Krieg die Ohren langgezogen hat, wenn man die beiden ausgeleierten Griffe rechts und links so bezeichnen darf. Der Waschkorb weiß, in

diesen Zimmern ist keine Luft. In diesen Zimmern sind gut und gerne jedesmal 58 Kubikmeter Soldatenbriefe.

Und nur im letzten Zimmer – der Kubikraum ist auch hier der gleiche – in diesem letzten Zimmer ist noch etwas Luft.

Der Waschkorb macht halt. Er gibt geradezu ein seufzendes Geräusch von sich. Ist ja auch kein Wunder, denn aus seiner Ansicht der Dinge heraus spielt sich jetzt ein sehr dramatischer Vorgang ab: Die Tür wird geöffnet, und ein Luftzug entsteht. Das heißt, der schäbige Rest der noch in diesem Zimmer vorhandenen Luft will aus begreiflichen Gründen hinaus. Die Briefe, die in diesem Zimmer zu hohen Bergen getürmt sind, wittern Unrat. Einige bäumen sich hoch. Sie sehen, daß draußen vor der Tür ein Waschkorb mit neuen Briefen steht. Es geht ein rebellisches Geflüster um. Der Waschkorb schämt sich. Kann man ja von einem einsichtigen Waschkorb anders auch nicht erwarten. – Da liegen zu Tausenden und aber Tausenden die Grüße und Wünsche der Soldaten – und während draußen an der Front die Briefschreiber mit erwartungsvoll geschwollener Brust der Erfüllung ihrer Wünsche harren, muß der Waschkorb zusehen, wie ein Brief von einem anderen plattgedrückt wird – tausend Briefe von tausend anderen – hunderttausend Briefe von hunderttausend anderen.

Jetzt fühlt sich der Waschkorb von einer menschlichen Gewalt hochgehoben. Er kriegt einen Schwindelanfall, kippt nach vorne, entleert seinen Inhalt und hört deutlich, wie die zugedeckten Briefe ihn mit „krummer Hund“ beschimpfen.

Morgen wird er auf die Suche nach einem neuen Zimmer gehen müssen. Vielleicht geht er inzwischen auch aus den letzten Fugen.

Liebe Soldaten,
liebe Leser in der Heimat,
liebe Freunde jenseits der Grenzen,

manchmal fällt aber auch eine Portion Sonnenschein in ein solches Zimmer mit Briefen. Das ist dann der Fall, wenn zwei unrasierte Männer dort eindringen. Sie krempeln sich die Ärmel hoch, stehen eine Weile wie zwei Berufsringer herum, die den besten Angriffspunkt für einen wirksamen Untergriff studieren – und stoßen plötzlich an einer Stelle vor, an der es niemand erwartet hätte. (Die beiden Männer wahrscheinlich auch nicht.) Sie fahren mit ihren Armen in den Briefberg, drücken einen Stoß davon an ihre Brust und verlassen den Raum schweigend, wie sie gekommen sind. –



Einmal aber geschah es, da erschienen diese beiden Männer rasiert und frisch gewaschen. Den Briefen wurde ordentlich feierlich zumute – und rings um den Besuch herum war eine andachtsvolle Stille.

Der eine Mann stierte lange in die Gegend des Raumes, in der hinter den aufgetürmten Briefbergen nach den architektonischen Gesetzen ein Fenster mit lichtvollem Ausblick vermutet werden durfte. Der andere Mann starrte dahin, wo seine Stiefelspitzen in lauter Briefen versanken.

Endlich sagte der eine: „Ich habe einen lichtvollen Ausblick gefunden."

Und der andere, der mit beiden Beinen bereits in der Sache drin stand, sagte nur: „Ich stecke bereits mittendrin in der Sache!"

Dann wandten sich beide Männer an die Briefe ringsumher – und beide redeten durcheinander, aber der Sinn war wohl der gleiche:

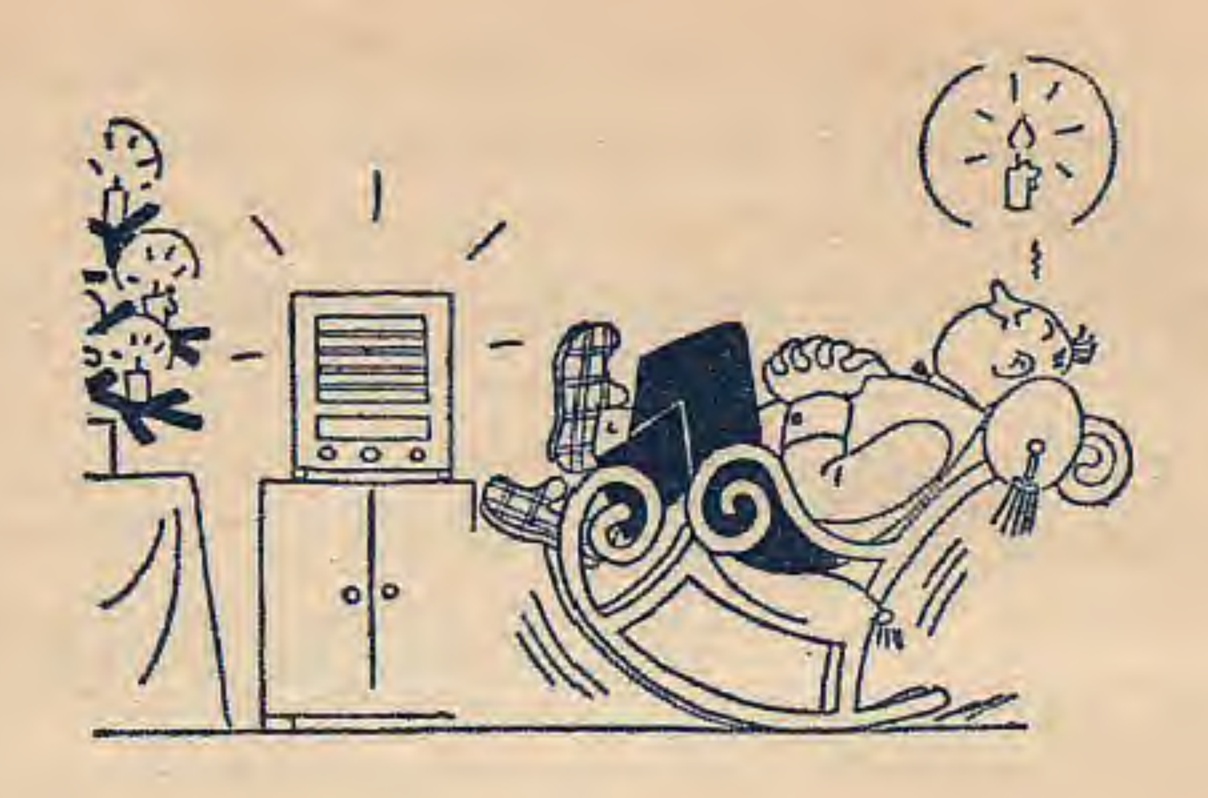
Liebe hunderttausend Soldatenbriefe, eure Wartezeit ist ein für allemal vorbei. Es wird ein Buch geschrieben werden über das große Erlebnis der Soldatenwunschkonzerte. Ein Buch von der Verbundenheit zwischen Heimat und Front, ein Buch über den Wettbewerb des guten Herzens. Für dieses Buch haben wir jeden Brief, jeden Soldatengruß, jeden Frontwunsch und jeden Beweis des guten deutschen Herzens in der Heimat nötig. Kein Brief wird von diesem Unternehmen ausgeschlossen bleiben. Jeder einzelne ist ein notwendiger Baustein zu diesem Werk. Und wenn der berüchtigte Waschkorb auch noch tausendmal erscheint – keine Angst! Es ist keine Zeile an der Front und keine Zeile in der Heimat umsonst geschrieben worden. Wir brauchen jede schriftliche Äußerung für unsere Arbeit.

Nach diesen ungefähren Worten holten die beiden Männer einmal kräftig Luft, drehten sich um und machten sich ans Werk. –

Sie beginnen das Wunschkonzert für die Wehrmacht.

Berlin, im Januar 1940.

Heinz Goedecke und Wilhelm Krug.



Ein Mann im Schaukelstuhl hat einen Einfall

Nachdem sich die Zeitungsleute im Haus des Rundfunks gegenseitig die Türklinke in die Hand gedrückt haben, wissen wir, mit welchen Worten jede erste Frage beginnt: „Auf welche Weise geschah es ... und weshalb ..." – „Wie kamen Sie dazu ... daß ..." – „Und wie begann es eigentlich ... und inwieso ..."

Folglich wissen wir auch, daß in einer Geschichte des Wunschkonzertes die Antwort auf diese Fragen nicht links liegenbleiben darf.

Es begann also an einem Weihnachtstag des Jahres 1935.

Feiertage sind von Natur aus dem Rundfunkapparat wohlgesonnen – und der Kreis der Hörer hat jene lückenlose Dichte aufzuweisen, die wiederum der stille Schrecken jedes Theater- und Kinobesitzers ist.

Feiertage haben aber auch einen Einfluß auf den menschlichen Magen – und die Beschaffenheit dieses

Magens wiederum scheint im ursächlichen Zusammenhang mit folgender Szene zu stehen, die sich in abgewandelter Form regelmäßig an Feiertagen abzuspielen pflegte:

„Hier Ansage Deutschlandsender!... Nein, – das tut uns sehr leid, daß Ihnen Ihr Wellensittich entflogen ist – aber das können wir leider nicht in unsere Sendung einflechten ..."

„Hier Ansage Deutschlandsender! ... Vielleicht wenden Sie sich an den drahtlosen Dienst. Von uns aus kann innerhalb unserer augenblicklich laufenden musikalischen Sendung keine Mitteilung über Ihr schönes Kameradschaftstreffen durchgegeben werden ..."

„Hier Ansage Deutschlandsender! ... Wir können Ihren Schmerz verstehen, aber wir haben hier eine Sendung ‚Tanz im Lichterglanz'. ... Nein, wir können nichts dafür tun, daß Ihnen Ihr Wagen eben von der Straße weggestohlen wurde."

„Hier Ansage Deutschlandsender! ... Herzlichen Glückwunsch, aber über den Sender können wir zu Ihrer Verlobung leider nicht gratulieren – und daß Ihnen unser Orchester jetzt einen Tusch spielt, läßt sich auch nicht ermöglichen ... Nein, besten Dank – auch dann nicht, wenn Sie dem Orchester ein Faß Bier schicken – – was selbstverständlich nicht angenommen werden kann ..."

„Hier Ansage Deutschlandsender! ..."

Augenblick, wir unterbrechen uns in der Darstellung dieser üblichen Feiertagsanrufe selbst, denn an dieser Stelle geschah es, daß ein Rundfunkhörer aus Weimar einen besonderen Einfall hatte.

Er lag gerade in seinem Schaukelstuhl, hatte die Hände friedlich über dem Magen gefaltet – (Magen: siehe oben) – plierte in den brennenden Lichterbaum und lauschte den Tanzweisen in der Sendung.

Barnabas von Géczy spielte.

Als die Geige verklungen war, erhob sich der Rundfunkhörer. Seine Stirn war von einem großen Entschluß beschattet. Er tat einige Schritte zum Telefon. Bedenklich schaukelte hinter ihm noch eine Weile der Schaukelstuhl ins Leere – –

„Hier Ansage Deutschlandsender! . . . Hallo Weimar . . Mit wem Sie sprechen? – Goedecke! – Nein – nicht Briesicke – Heinz Goe - de - cke!!! – Ja, wir werden versuchen, ob Barnabas von Géczy Ihren Wunsch erfüllen kann . . . Nein, das Geld schicken Sie nicht uns, auch nicht der Kapelle – selbstverständlich nicht! – – Aber wie wäre es mit dem Winterhilfswerk? – – Abgemacht!"

Fünf Minuten später spielte Barnabas von Géczy die „Weinende Geige" auf Wunsch eines Hörers, der dafür dem Winterhilfswerk 20 Mark zugesagt hatte.

Der Sprecher sagte am Mikrofon: „Danke schön" und setzte leichtsinnig hinzu: „Wir erwarten weitere Anrufe in dieser Beziehung!"

Und zehn Minuten später klingelte es in allen Zimmern des Rundfunkhauses. An allen Telefonapparaten meldeten sich Hörer aus Berlin und aus dem Reich mit Wünschen und Spendenankündigungen. Die Sendung stand jedoch vor ihrem Abschluß – an eine Erfüllung konnte nicht mehr gedacht werden.

Aber der Stein war ins Rollen gebracht und rollte weiter. –

In jedem Winterhalbjahr veranstaltete der Deutschlandsender seine Wunschkonzerte für das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes. Schon damals erfüllte er fast eine Million Hörerwünsche und konnte aus kleinsten und allerkleinsten Spenden dem WHW. einen Betrag von 600000 Mark überweisen.

Der Hörer in Weimar saß jeden Wintersonntag im Schaukelstuhl und hörte zu.

Er weiß es noch.

Weißt du es noch, Mann im Schaukelstuhl? . . .

. . . die kleine Lotseninsel im Meer – und darauf ganze drei Schulkinder, die auf die Erfüllung ihres Wunsches warteten . . .

. . . die vielen Primaner, die vielen Prüfungen, die vielen Examina. Und überall sollte das Wunschkonzert als Helfer eingreifen, sollte die Lehrer und Prüfer milder stimmen und ihnen einen Tusch spielen . . .

. . . der Schrankenwärter, der einen Dollar schickte, den er von seinem Bruder aus Amerika bekam . . .

. . . der Wunsch eines kleinen Ortes im Harz. Alle hatten sie gesammelt, und alle waren beteiligt an der schlichten Melodie, die ihnen als Gruß gesandt wurde: die Weise, die sie von ihrem Kuhhirten hörten – tagein, tagaus . . .

. . . die Dampfer, die sich in der Einsamkeit der Winterabende meldeten – von hoher See, vom Kap Horn, aus dem Atlantischen Ozean – von allen sieben Meeren. – Die Grüße, die sie dem Wunschkonzert über ihre Küstenfunkstellen sendeten, konnten innerhalb einer Stunde in ihre Kajüten zurückgegeben werden . . .

. . . der kleine Dieter, der zur Erfüllung eines Wunsches kam, der ihn schon lange geplagt hatte. Das Pau-

senzeichen „Üb immer Treu und Redlichkeit" —— einmal sollte es doch weitergehen als bis zur „Redlichkeit". Und einmal ging es auch weiter . . .

. . . das Schwein Jolanthe, der kleine Hund Wuko, die Amazonaspapageien, das Hermelinkaninchen Bubi, die Meerschweinchen, die sich bis zur Ankunft im Haus des Rundfunks verdoppelt hatten. Die Hunde aller Rassen, die Wellensittiche, die Waschbären, das Pony. Der gesamte Zoo des Wunschkonzertes, der dann für das Winterhilfswerk versteigert wurde . . .

. . . der alte Geigenbauer, der in den Sendesaal kam, ein selbstgefertigtes Instrument unter dem Arm. Für seine Spende sollte Barnabas von Géczy nur einmal auf seiner selbstgebauten Geige spielen. Und beglückt verließ er wieder das Haus . . .

. . . das greise Mütterchen, das seinen wertvollsten Besitz ablieferte, den Kranz von seiner goldenen Hochzeit.

. . . und der Gruß, den der Deutschlandsender seinem „kleinsten Bruder", dem Sender in Mährisch-Ostrau sandte. Stimmen von Volksgenossen aus der Ostmark und dem Sudetengau klangen auf. Oft schon hatten sie damals heimlich für das Wunschkonzert gespendet. Ihre Namen durften sie nicht nennen, denn das Benesch-System paßte auf. Nun war ihr größter Wunsch erfüllt: die Heimkehr ins Reich . . .

Weißt du das alles noch, Mann im Schaukelstuhl? —

Der Schaukelstuhl schaukelte auf sanfte Weise mit, als der Sprecher damals den Wunsch eines Knaben erfüllte:

Ihr lieben Hörer, hergehört:
Es war einmal ein Schaukelpferd,
das konnte schaukeln, konnte traben
zur Freude eines kleinen Knaben.
Doch als das Winterhilfswerk rief,
schrieb uns der Knabe einen Brief:
„Auch ich will für das Hilfswerk spenden
und tu' mein Schaukelpferd Euch senden.
Doch eine Bitte müßt Ihr mir
erfüllen, laßt das treue Tier,
den größten Schatz des kleinen Knaben,
noch einmal über'n Sender traben!"

Mein lieber Junge,
mein lieber Arnim –

groß ist dein Herz, klein dein Begehren –
du sollst dein Pferd jetzt traben hören.

(Schallplatte, Rille 12: langsamer Pferdetrab)

Es ist noch ziemlich gut bei Fuß –
jetzt trabt es dir den Abschiedsgruß:

(Schallplatte, Rille 43: schneller Galopp)

Jetzt – durch den Äther sprengt's daher,
ein Schaukelpferd, und gar nichts mehr . . .
Und doch – es ist schon etwas wert –
viel mehr als manches Rassepferd!

(Schallplatte, Rille 68–74: Galopp langsam verklingen lassen)

Ja – das große gute Herz des deutschen Volkes hat sich schon in den Jahren vor dem Kriege bei jeder Gelegenheit gezeigt.

Und die gleiche Hand, die so schnell ihr Scherflein gab, wußte auch damals schnell genug mit der Feder umzugehen. Es waren zwar keine Waschkörbe voller Briefe, die zu jedem Wunschkonzert ins Haus getragen wurden – aber wir entsinnen uns, daß der Briefträger auch damals schon über Schmerzen in der Schulter geklagt hat. Der Sinn der zahlreichen Hörerbriefe kannte noch kein rechtes Ziel. Es waren meist private Dinge, die hier zur Sprache kamen. Trotzdem leuchtete durch die vielen und manchmal unbeholfenen Worte die Freude am großen Helfendürfen:

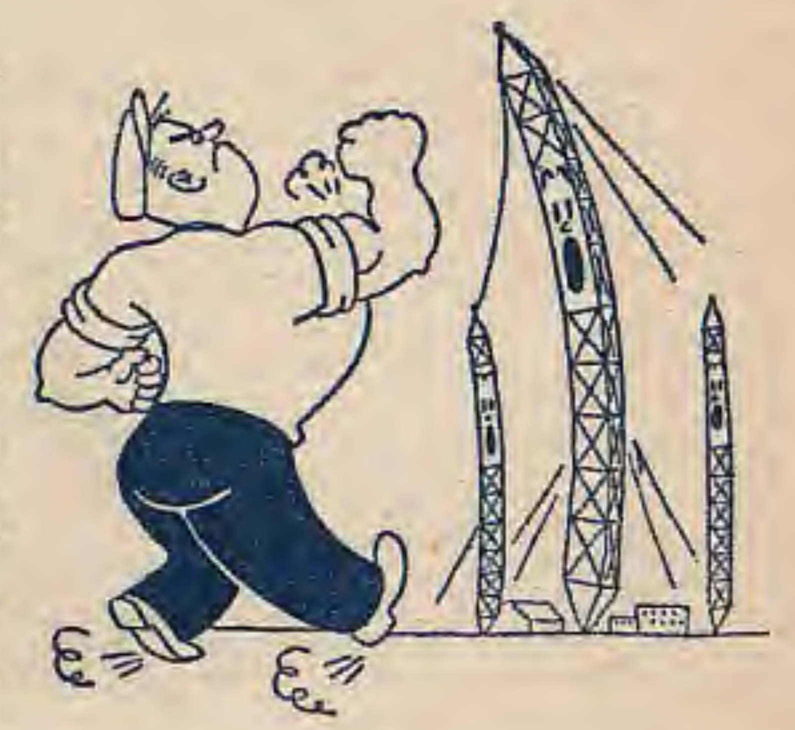
„. . . Wir Kameraden von der Maschinenfabrik haben einem Arbeitskollegen seinen verlorengegangenen Arbeitslohn ersetzt. Das Geld hat sich später wiedergefunden. Und da sind wir alle zu dem Entschluß gekommen, den Betrag Dir zu überweisen . . .“

„Für jeden Pfeifenkopf, den ich Onkel Karl mit Tabak stopfe, bezahlt er mir einen Pfennig. Bis jetzt hatte ich hundert Pfennige zusammen, dafür habe ich einliegende Briefmarken gekauft, und ich bitte Dich, liebes Wunschkonzert, bringe meinen Verdienst dem Winterhilfswerk. Ich will es gern entbehren, obgleich ich selber ein armer Junge bin und keine Eltern mehr habe, aber ich bin bei Onkel Karl, und tausend andere Kinder sind nicht so gut dran wie ich . . .“

„. . . Die beiliegenden zwölf Mark sind eine Gabe der Ärmsten der Armen. Vierundzwanzig alte Frauen im Alter bis zu 82 Jahren übergaben sie als Dank für die

schönsten Tage ihres Lebens, die vier Wochen in einem Erholungsheim für sie bedeuteten. Sie, die unendlich bescheiden leben müssen, dachten in den ersten Ferien ihres Lebens an jene, denen das Winterhilfswerk helfen will und muß . . ."

„. . . Der Vormann unserer Belegschaft würde in dem Falle, daß der Marsch nicht gespielt wird, selbst nach dort kommen und würde Euch mit einer Hand den Sendeturm umlegen. Der Vormann wiegt 225 Pfund und hat Händchen, daß er mit ausgewachsenen Kommißbroten Skat spielen kann. Also es ist besser, Ihr spielt den Marsch . . ."



„. . . Der ‚Bund der Ungeküßten' auf unserem Rittergut wünscht sich das Stück ‚Küsse im Dunkeln!' – aber nicht so sehr spät, da es sonst zuuu dunkel wird . . ."

„. . . So, liebes Wunschkonzert, wenn Du nicht meine siebenzehn Wünsche bringen kannst, dann bitte ich nur die ersten zehn zu bringen . . ."

„. . . Unseren Wunsch erfüllt möglichst erst ganz zum Schluß, damit wir Grund haben, mal ein bißchen länger aufzubleiben. Zum Ausschlafen haben wir am nächsten Tag in der griechischen Stunde Zeit genug . . ." –

Im März 1939 vermittelte das Mikrofon die letzten Wünsche und die letzten Spenden für das Winterhilfswerk. Im September des neuen Winterhalbjahres sollte die Arbeit in diesem bescheidenen Rahmen fortgesetzt werden.

Es kam anders . . .

Die Worte, die Heinrich George *zum Abschluß dieses friedlichen Wettstreits der Herzen sprach:*



An das Mikrofon . . .

Man hat dich das Ohr der Welt genannt,
kleines Mikrofon, das hier steht. –
Du wurdest als Mund des Jahrhunderts bekannt,
großer Lautsprecher, der ein Kindergebet
mit der gleichen Inbrunst wie Lied und Klang
rund um die ganze Erde weht:
Jubel der Männer – und Müttergesang!

Wir haben dich auch als Brücke gekannt,
du unscheinbares Rundfunkgerät,
über Nah und Fern – über Meer und Land –
über die hinweg eine Bruderhand
die Hand seines anderen Bruders fand;
über die sich Mond und Sonne dreht. –





Ich war auch schon beim
Wunschkonzert dabei –
Käthe Gold

Wir haben dich auch den Mittler genannt
zwischen Menschenliebe und Menschennot.
Du hast uns die Losung ins Herz gebrannt,
die erste Parole, das höchste Gebot:
Hilf deinem Nächsten im Vaterland,
und teile mit ihm deinen Rock und dein Brot! –

Ohr bist du – und viel mehr.
Mund bist du – und viel mehr. –
Ein Mittler bist du, eine Brücke – aber was wär'
ein Ohr, ein Mund, ein Mittler, eine Brücke –
käme nicht einer her,
und gäbe sein Herz in dieses Ohr,
seine Seele in diesen Mund,
und seine starken Schritte auf diese Brücke
und sagte: Nun geht –
nun weht über diese Erde aus diesem unscheinbaren
  Rundfunkgerät –
sei es als Männergespräch,
als helfende Tat,
als politischer Wille,
als weinende Geige,
als Muttergesang oder als Kindergebet!

Und dann war Krieg . . .

(Auch der friedliche Mann im Schaukelstuhl ist inzwischen aufgestanden und steht jetzt an der Front.)

Die Arbeit der Rundfunkmänner war dem Tempo unterworfen, das von den stündlich wechselnden Ereignissen diktiert wurde. Der Sprecher, dem im Winter noch die Möglichkeit gegeben war, sich von vier zu vier Wochen in aller Beschaulichkeit zu ergehen und zwischendurch das Programm eines Wunschkonzertes zu überlegen, stand jetzt Tag und Nacht in der Ansage, legte wie am laufenden Band gleich seinen Kameraden mit der linken Hand die eben durchgegebenen letzten Nachrichten weg und nahm mit der rechten Hand die nächsten Meldungen vom Eilkurier des drahtlosen Dienstes entgegen.

Im Osten marschierten die Soldaten. Ihre heutige Standortmeldung war morgen bereits überholt. Die Quartiere wechselten mit den Schlachtfeldern – und in den frischen Fußstapfen der Regimenter, in der breiten Spur der Panzerwagen, im Luftsog der fliegenden Waffe marschierte, rollte und schwamm das jüngste Kind unserer Kriegstechnik – der Rundfunk – mit.

Der Rundfunk hatte in den ersten Kriegswochen keine Zeit, ein Programm auf lange Sicht zu machen. Das Programm wurde von den Ereignissen des Tages bestimmt.

Und erst, als die Fronten zum Stillstand kamen, als der Soldat Meier und der Soldat Müller zum erstenmal

eine feste Bleibe hatten – als sie ihre Stiefel ausziehen durften und drei Tage lang nicht mehr anzuschauen brauchten, da geschahen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten einige Dinge, die alle die gleiche Wirkung hatten: der Rundfunk kratzte sich am Nacken und dachte nach. –



Der Soldat Meier schrieb nämlich folgendes:

„Seit einigen Tagen steht unser Kofferapparat ‚auf Stube'. Mein Kamerad Müller ist der Ansicht, daß er auf dem Vormarsch gelitten hat, was ja nicht unmöglich ist, weil wir ihn auf den polnischen Landstraßen manchmal nachts reihum als Kopfkissen benutzt haben. Jedenfalls sind die bedauernswerten Krankheitserscheinungen des Kofferapparates folgende: immer, wenn wir dran drehen, macht er tschingbum. Wir können den ganzen Sendeplan auf allen Wellenlängen absuchen — — immer macht der Apparat tschingbum.

Nun fragen wir bescheiden an – erstens, ob er nicht mal Tanzmusik oder ein nettes Volkslied oder einen komischen Vortrag machen könnte – – zweitens, oder ob Du bereit bist, uns einen neuen Apparat zu schenken, der nicht bloß tschingbum, sondern auch was anderes machen kann." –

Der zweite Brief kam aus der Heimat und sah also aus:

„Mein Mann, der Schütze Emil, ist im Frieden ein guter Waldläufer gewesen. Er rannte jeden Morgen in der Badehose durch den Grunewald bis zu Mutter Krause. Mutter Krause ist mitten im Wald eine Milchwirtschaft. Als der Krieg ausbrach, sagte Emil: Jetzt mache ich einen Dauerlauf durch Polen!

Wie ich aus den Zeitungen gelesen habe, haben die Jungens tatsächlich einen solchen Dauerlauf gemacht. Aber nun frage ich, wo gibt es da in Polen so etwas wie Mutter Krause, weil Emil doch die Angewohnheit hatte, sich nach einem Dauerlauf irgendwo zu verschnaufen, was mich immer sehr beruhigte, weil ich wußte, wo er war.

Nun ist es so, daß ich seit einiger Zeit nicht weiß, wo Emil überhaupt steckt. Könntest Du ihm nicht mal durch den Äther zurufen: Hallo, Emil, alter Dussel, wo steckst Du? Deine Frau hat nämlich einen strammen kleinen Waldläufer bekommen, wiegt neun Pfund und heißt ebenfalls Emil!

Und wenn Du noch hinzufügen könntest ... aber nein, das laß man – ich weiß ja, daß Du in dieser Zeit selbst genug am Halse hast." –

Und der dritte Brief war von dieser Art:



„Ich lege Dir ein Bild von mir bei, was Du durch den Fernsehsender an die Soldaten verbreiten kannst. Dann werden sie sehen, daß Lisa Schulze ein gutgewachsenes Mädchen ist. Und einer, der Schuhgröße 46 hat, wird sicher dabei sein, der sofort sagen wird: Das ist das Mädchen, dem ich vertrauensvoll meine entzweien Socken schicken kann!

Ich will sie nämlich gerne stopfen.

Können auch Fußlappen sein." –

Also, der Rundfunk las diese Briefe – diese und viele ähnliche andere –, kratzte sich am Nacken und dachte nach.

Und da er von Berufs wegen gewohnt ist, schnell zu denken, zog er durch die Gefühle des Tschingbumfeindes Meier, durch die Gewohnheiten des Waldläufers Emil und durch die Herzensbedürfnisse des Mädchens Lisa einen roten Faden. Es ergab sich dabei, daß die verschiedenen Interessen sehr gut zusammenpaßten – – –

Und einige Tage später ging der Aufruf unseres Rundfunkchefs, des Ministerialdirigenten im Propagandaministerium, Alfred-Ingemar Berndt, über alle deutschen Sender:

„Soldaten der deutschen Wehrmacht!
Einmal herhören!

Vier Wochen lang seid Ihr Soldaten der Ostfront nun von Sieg zu Sieg geschritten. Seit vier Wochen halten die Soldaten der Westfront in den Bunkern des Westwalls treue Wacht an Deutschlands Grenze. Vier Wochen lang hat die stolze deutsche Luftwaffe entscheidend dazu beigetragen, einen Gegner zu zerschmettern, der einmal in die Welt posaunte, daß er die Schlacht bei Berlin schlagen werde. Und unsere blauen Jungen haben in dieser Zeit draußen auf dem Weltmeer Deutschlands Namen Ehre gemacht oder in den Häfen und in den Strandbatterien Deutschlands Küsten vor jedem Angriff geschützt.

Ihr Soldaten der Westfront und an der Küste und auf dem Weltmeer erfuhrt durch den Rundfunk von den Siegen Eurer Kameraden im Osten und vom Geschehen in der Heimat. Euch Soldaten der Ostfront war der Rundfunk in den letzten Wochen, solange die Feldpostbriefe Euch bei Eurem stürmischen Vormarsch nicht erreichen konnten, die einzige Verbindung mit der Heimat. Wie oft habt Ihr Euch am Abend irgendwo um einen Empfänger geschart, um gemeinsam Nachrichten aus der Heimat zu hören und so durch den Äther mit dem großen deutschen Vaterland verbunden zu bleiben. Irgendwo an der Bzura, am San, an der Weichsel oder am Narew hörtet Ihr den Führer zum deutschen Volk sprechen und wart in diesem Augenblick maßlos stolz und glücklich. So ist es kein Wunder, daß der deutsche Rundfunk Euch in dieser Zeit ein besonders lieber Freund gewesen ist.

Ihr habt uns daher in den letzten Wochen viele Feldpostbriefe geschrieben, und wir entnehmen aus diesen Feldpostbriefen immer wieder eines: den Wunsch nach Musik. Viele von Euch baten uns, doch einmal ihre Lieblingsstücke zu spielen. Diese Wünsche wollen wir — soweit als möglich — gern erfüllen.

Und darum veranstaltet der Großdeutsche Rundfunk am Sonntag, dem 1. Oktober 1939, von 16 bis 20 Uhr das erste große Wunschkonzert für die Wehrmacht.

Ihr, Soldaten, sollt Euch also selbst wünschen können, was Ihr gern hören möchtet. Wir wissen, daß wir nicht jeden Wunsch werden erfüllen können, aber dem ersten Wunschkonzert sollen weitere folgen. Diejenigen, deren Wünsche erfüllt werden, können bei dieser Gelegenheit Grüße an ihre Angehörigen bestellen. Es wird uns also freuen, wenn wir mitteilen dürfen, daß der Gefreite Heinz Neumann seine Lieben in der Heimat herzlich grüßen läßt. Truppenteile und Heimatorte können wir natürlich nicht nennen. Das werdet Ihr selbst wissen und verstehen.

Und nun, Soldaten, auf Wiederhören am nächsten Sonntag. Wir werden dann vier Stunden gemeinsam verleben und Front und Heimat durch unser Wunschkonzert auf das engste verbinden."

„Er ist wieder in Ordnung", — sagte der Soldat Meier zum Soldaten Müller, als sie „auf Stube" von ihrem Kofferapparat auf diese Weise angesprochen wurden. „Und da sie mich im Rundfunk jetzt schon gut kennen, werde ich sofort einen zweiten Schreibebrief hinterherschicken. Wir werden um einen Kunstpfeifer

bitten, der das Trio aus dem Triumphmarsch der ‚Aida‘ pfeift.

Kennst du das Trio aus dem Triumphmarsch der ‚Aida‘, Müller?

Kennste nich?

Auch nicht schlimm!

Hauptsache ist, daß Minchen den Pfiff kennt. Die weiß sofort, das kann nur Meier sein.“ –

Und die Frau, die eben ihren strammen Neunpfünder wickelte, sagte nur:

„Stille biste, Emil junior! Jetzt wird der alte Waldläufer wohl bald ein Lebenszeichen von sich geben.“ –

Und Lisa Schulze hörte ebenfalls. Vielleicht wird er sich melden, der Mann mit der Schuhgröße 46!

Am ersten Tag war die Posteingangsstelle im Haus des Rundfunks eitel genug, die Feldpostbriefe und Feldpostkarten mit der Aufschrift „Wehrmachtswunschkonzert“ zu zählen.

Es waren 23 117 Stück.

Am nächsten Tag kam ein ganz Schlauer auf die Idee, nur die Briefe zu zählen, die Karten hingegen zu wiegen. Briefe sind mal dünner, mal dicker, besonders wenn die Umschläge eigner Erfindung aus Packpapier bestehen. Karten jedoch haben alle dasselbe Format und das gleiche Gewicht – vorausgesetzt, daß man als Karten benutzte Bierdeckel und Tortenuntersätze aus Pappe rücksichtslos aussortiert. –

Es waren 28 811 Briefe und 103 Pfund Karten.

Hier verzichtete der ganz Schlaue auf jede weitere Privat-Initiative, und die nächsten postalischen Ereig-



„Ach, du ahnst es nicht", – sagt Edith Annuske, die ‚rechte Hand' der Wunschkonzertgestalter



Im Feldquartier – –



– im Funkhaus hier

nisse gaben ihm recht. Es war ein Mahlstrom an Briefen und Karten, für die es keine Zahlen und keine Gewichte mehr gab. –

Eine ähnliche Berufskrise machte die Telefonzentrale durch.

Es gibt bei großen sportlichen Länderspielen Alarmzustände, derer man nur Herr werden kann, wenn man auf sämtlichen Leitungen an jedes Ohr drei Hörer nimmt und ununterbrochen den Satz stammelt: „Jawohl – es stimmt: Deutschland 3:2 gewonnen!" –



Aber wenn sogar unten im Dienstraum der Reinemachefrauen der Hausapparat zu scheppern anfängt und eine befehlsgewohnte Stimme dröhnt: „Nehmen Sie sofort auf: Urlauber Bohnsack grüßt Bataillonskommandeur mit kräftigem Paukenschlag!" – dann gehen sogar dem Besen vor Schreck die Haare aus.

In den meisten Fällen war es natürlich die Heimat, die alle Leitungen blockierte. Die Heimat, die in rührender Sorge um ihre Männer und Söhne nach einem Weg zu ihnen über den Rundfunk suchte.

Sie glaubte, ihn in der Einrichtung des Wehrmachtswunschkonzertes gefunden zu haben. Sie dachte im ersten Augenblick gar nicht mehr daran, daß das „Wunder des Rundfunks" im Grunde genommen auch nichts anderes als ein einfaches, wenn auch großes

Sprachrohr ist. Ein Sprachrohr – zwar nach allen Seiten und in alle Entfernungen vernehmbar –, in das aber doch immer nur einer hineintuten kann. Die Stimme der Front, die die Heimat grüßen sollte, konnte immer nur von einem einzelnen verkörpert werden.

Die Stimme der Heimat hingegen mußte vorerst stumm bleiben. Die Heimat hatte sich darauf zu beschränken, ganz Ohr zu sein.

Das Bunkerheim schreibt:

Wir zahlen keine Miete mehr,
wir sind im Grünen zu Haus,
wenn unser Nest noch kleiner wär,
das macht uns wirklich nichts aus.
4 m 50 im Quadrat,
Wir haben ja wenig Gepäck,
und wenn man noch ein Gärtchen hat
für Spinat und Kopfsalat,
dann ziehn wir nicht mehr weg.



Stegreifspiel des ganzen Volkes

Achtung – Ruhe: Sendung!

Vorläufig pflegt sich jedoch auf der Signaltafel eines Sendesaales ein drittes Lichtzeichen einzuschalten: Warten!

Es ist noch nicht so weit, denn der Sprecher und seine Mitarbeiter haben immer und immer wieder damit zu tun, sich gegenseitig aus der Sintflut der einlaufenden Post zu retten.

Warten – obgleich die Vorbereitungszeit für das erste Wehrmachtswunschkonzert nur 46 Stunden betrug. Es mußte nämlich auf die Form gewartet werden, die sich – vom ganzen Volk zurechtgeknetet – erst nach und nach einstellte.

Gewiß, es hätte alles viel einfacher sein können.

Der Sprecher hätte das erste Wunschkonzert mit allen Namen jener Soldaten füllen können, die sich das Lied vom „nicht zu erschütternden Seemann" wünschten. Er hätte zum Verlesen der Listen gut und gerne vier Stunden gebraucht und schließlich als Trumpf das verlangte Musikstück ausgespielt. Dann hätte er sagen können:

„Beim nächsten Wunschkonzert kommen die Freunde des Marschliedes ‚Erika' dran, denn wir sind sehr pedantische und gründliche Naturen. Wir machen aber schon jetzt darauf aufmerksam, daß wir dazu die doppelte Zeit von heute benötigen würden!"

Liebe Soldaten, liebe inzwischen zu Lesern dieses Buches gewordene Hörer unserer Wunschkonzerte! So ging es nicht. Und es durfte wohl auch nicht der Sinn sein, das Wunschkonzert für die Wehrmacht lediglich wegen der großen Interessentengruppen zum Tummelplatz einer „Erika"- oder „Seemanns"-Vereinsmeierei zu machen. Die Heimat sollte die Nähe der Front spüren – und die Front sollte wissen, daß die Heimat mit ihr in Tuchfühlung steht. —

Die Gestalter der Wunschkonzerte sind ehrlich genug, einzugestehen, daß sie fünf Minuten vor der ersten Sendung noch keine blasse Ahnung von den Auswirkungen ihres Unternehmens hatten.

Es fehlte ihnen im Trubel der kurzen Vorbereitungen auch jede Zeit zu irgendwelchen Überlegungen. Sie stürzten sich Hals über Kopf auf das Problem – und erst, als die Sendung bereits lief, ging ihnen langsam das Licht auf:

Die Millionen Hörer griffen selber in den Ablauf der Dinge ein. Jeder vorgefaßte Plan wurde durch das telefonische und telegrafische Einschalten jener unsichtbaren Gewalt vor den Lautsprechern auseinandergesprengt. Die erste Sendung wurde bereits zum Stegreifspiel des ganzen Volkes – und oft genug lief den Männern, die als Bindeglied zwischen der großen Stimme der Hörerschaft und dem kleinen Mikrofon standen, ein kalter Schauer nach dem anderen über den Rücken. —

Eine Mutter rief an – eine von vielen Müttern. Aber die Qual ihres Mutterherzens war noch zu neu. Es war ihr noch nicht möglich, sich in das Schicksal von tausend anderen Müttern mit einzuordnen und zu wissen: Ich trage nicht allein an diesem Leid!

Sie saß am Rundfunkapparat und hörte die Namen der Soldaten. Die Namen der Männer, die ihre Frauen grüßten. Die Namen der Söhne, die sich ihren Müttern meldeten: Hörst du, Mutter, ich lebe – es geht mir gut!

Die Mutter am Lautsprecher weinte still. Ihr Sohn konnte nicht unter den Aufgerufenen sein. Er war bei Radom gefallen. Seine Kameraden hatten ihm die Erkennungsmarke abgenommen, hatten aus seiner Tasche ein Notizbuch geborgen – hatten ihm ein Grab geschaufelt, und ein helles Birkenkreuz trug jetzt den Stahlhelm des tapferen Jungen.

Die Mutter am Lautsprecher erhob sich. Sie holte aus der Kommode das Notizbuch ihres Sohnes. Ein frischer Soldatenchor sang gerade das Lied von den Heckenrosen.

Die Mutter rief das Haus des Rundfunks an. Sie sagte:

„Ich habe hier das Notizbuch meines lieben Jungen. Auf der letzten Seite stehen die Worte eines Liedes, das er immer so gern gesungen hat. Das Lied heißt: ‚Gute Nacht, Mutter.'

Jetzt ist mein Junge gefallen. Er schläft in Polen – und diese Zeilen sind wohl sein letzter Gutenachtgruß an mich . . ."

Die Mutter sprach noch mehr. Und der Mann am Telefonhörer war sicherlich nicht von der größten Liebenswürdigkeit. Das lag aber nur daran, weil er mit dem dringenden Bedürfnis kämpfte, sich die Rührung aus dem Hals zu räuspern.

Der Mann kam in den Sendesaal und erzählte die Geschichte der Mutter. Die Leute am Regietisch schwiegen und kritzelten sinnlose Figuren aufs Papier. Die Sendung lief – und eben erfüllte ein Humorist den Wunsch einer ganzen Grabengemeinschaft, die endlich einmal herzlich lachen wollte.

In das Gelächter der Gäste im Saal sagte plötzlich der Bassist Wilhelm Strienz:

„Ich kann das Lied . . ."

Eine halbe Stunde später.

Die Mutter saß wieder an ihrem Rundfunkapparat – da erzählte der Sprecher die Geschichte mit dem

Notizbuch. Alles war still – im Sendesaal und überall in der Welt, wohin die Erzählung des Sprechers reichte. –

Und jetzt wußte die Mutter: Walter ist nicht allein für dich, sondern für alle gefallen!

„Gute Nacht, Mutter . . .", sang der Lautsprecher. –

Es rollte alles in diesem ersten Wunschkonzert für die Wehrmacht ganz anders ab, als es vorausbedacht war. Zwischen dem Regietisch vorne neben der großen Bühne und der Abhörzelle hinten rannte dauernd ein Bote hin und her. Der hatte jedesmal die Aufgabe, dem Toningenieur und dem Tonmeister zu sagen, daß der ganze vorgesehene Fahrplan der Sendung Käse sei. Statt Nummer neununddreißig käme jetzt Nummer dreiundvierzig. Und durch die Zwischenziffern wäre wegen der überzogenen Zeit ein dicker Strich zu machen. Hinter dreiundvierzig sei aber nicht etwa vierundvierzig vorgesehen, sondern eine Erklärung vor dem Mikrofon des Sprecherpultes. Und überhaupt würde von jetzt ab nur noch „geschwommen" –

Worauf der Toningenieur sein schweres Haupt auf das Armaturenbrett sinken ließ und die Orchestermikrofone C, D und F wieder zudrehte.

Der Sprecher aber sagte folgendes:

„Wir rufen die Soldaten Sanitätsfeldwebel Neumann im Westen und den Gefreiten Möller in einem Lazarett!

Dem Sanitätsfeldwebel Neumann teilen wir mit, daß es seinen lange verschollenen Verwandten in Polen gelungen ist, der polnischen Gefangenschaft heil zu entrinnen. Sie sind gesund und befinden sich in Sicherheit, wie wir soeben erfahren haben.

Den Gefreiten Möller in einem Lazarett beglückwünschen wir zu der Geburt eines kräftigen Mädchens. Mutter und Kind sind wohlauf!" –

(Der Gefreite Möller schrieb drei Tage später einen Brief:

„Liebes Wunschkonzert! Du mußt wissen, daß ich mit hochgeschienten Beinen im Bett liege und daß mir der Arzt jede Bewegung untersagt hat. Plötzlich rufst Du meinen Namen, und ich erhalte nach langer Zeit von meiner lieben Frau ein Lebenszeichen – ich erfahre, daß ich Vater geworden bin. Ich mache mit meinen geschienten Beinen eine ‚Kerze' und falle vor Freude aus dem Bett. Der Arzt schreit: Du gottverdammter verrückter Kerl! und packt mich wütend auf. Ich aber habe den ganzen Abend nur gesungen und gepfiffen. Es war die schönste Stunde meines Lebens.")



Die ersten Klänge –

– die Front hört zu



„Kornblumenblau . . . .“



Im Sendesaal:

Das waren wieder Drillinge – – –



Das Hauptquartier

Ja — es ging alles, alles schief bei dieser Sendung — und das war schön.

Es konnte ja niemand wissen, daß sogar hinter der vorgeschobensten deutschen Linie irgendwo zwischen Saarbrücken und Pirmasens noch Hörer waren, die die tote Pause, aus der ihr ganzes Dasein bestand, mit den Klängen eines „feindlichen Senders" füllten.

Es waren die Offiziere und Poilus eines französischen Bunkers. Sie saßen im Kreise — einer, der der deutschen Sprache mächtig war, erklärte ihnen die Sache. Und dieser eine fand auch einen Weg — (wir wollen ihm keine Ungelegenheiten machen und uns über die nähere Bezeichnung dieses Weges in Schweigen hüllen) — er fand einen Weg, den kleinen Wunsch der französischen Bunkergemeinschaft an die richtige Adresse zu bringen. Die Poilus und die Offiziere wünschten sich einen Gruß ihrer Heimat, das Lied der Lucienne Boyer. Und das Wunschkonzert für die deutsche Wehrmacht zögerte nicht, auch diesen französischen Wunsch zu erfüllen.

Natürlich waren keine Noten vorhanden, aber Barnabas von Géczy gab seinen Musikanten einen kleinen Wink. Und während die Militärkapelle einen lauten Marsch schmetterte, verkrümelte sich Géczy mit seinen Solisten in das Dunkel des Ganges neben dem Sendesaal. Sie probierten auf ihren Instrumenten die wichtigsten Stellen des französischen Liedes, einigten sich über die Tonart und standen bereits wieder auf der Bühne, als der schnell herbeigerufene französische Sprecher des Kurzwellensenders eben im Sendesaal eintraf.

Und dann lief in zwei Sprachen die Ansage für diesen denkwürdigen Sonderwunsch über zwanzig Sender bis zu den Soldaten im französischen Bunkerraum:

„Nous recevons à l'instant un message d'un blocus de la ligne Maginot de la part d'officiers et de soldats français."

(„Wir erhalten soeben eine Botschaft eines Bunkers der Maginot-Linie von französischen Offizieren und Soldaten.")

Wir erfüllten auch diesen Wunsch.

Und die Stille im Niemandsland zwischen den deutschen und den französischen Linien wurde ausgefüllt von den zärtlichen Klängen der alten französischen Weise *„Parlez-moi d'amour"* – *(„Sprich mir von Liebe").*

Das erste Wunschkonzert für die Wehrmacht war zu Ende. Aber lange noch hinterher standen die Telefone nicht still.

Die technische Staffel einer Aufklärungs-Abteilung.
Sie schickte uns 31,– Mark.

Der Wunsch, den diese wackren Knaben
zu diesem Geld geäußert haben:
es wäre endlich höchste Zeit,
es wäre nicht mehr aufzuschieben –
für 'n ehrenwerten Seelord drüben:
Üb' immer Treu' und Redlichkeit!

Die Worte, die Käthe Gold im Namen der Kriegerfrauen sprach:

... Daß ich so nah dir bin ...

Mein lieber Mann, der Tag geht still zu Ende,
die Kinder sind bereits zu Bett gebracht –
und vor den Fenstern draußen steht die Nacht
und schaut mich an – und schaut auf meine Hände.

Mein lieber Mann, dort steht dein Stuhl im Zimmer.
Ich packe ein Paket, du siehst mich an.
Du sitzt im Stuhl und lächelst, lieber Mann,
und dein Gesicht ist mir so nah wie immer.

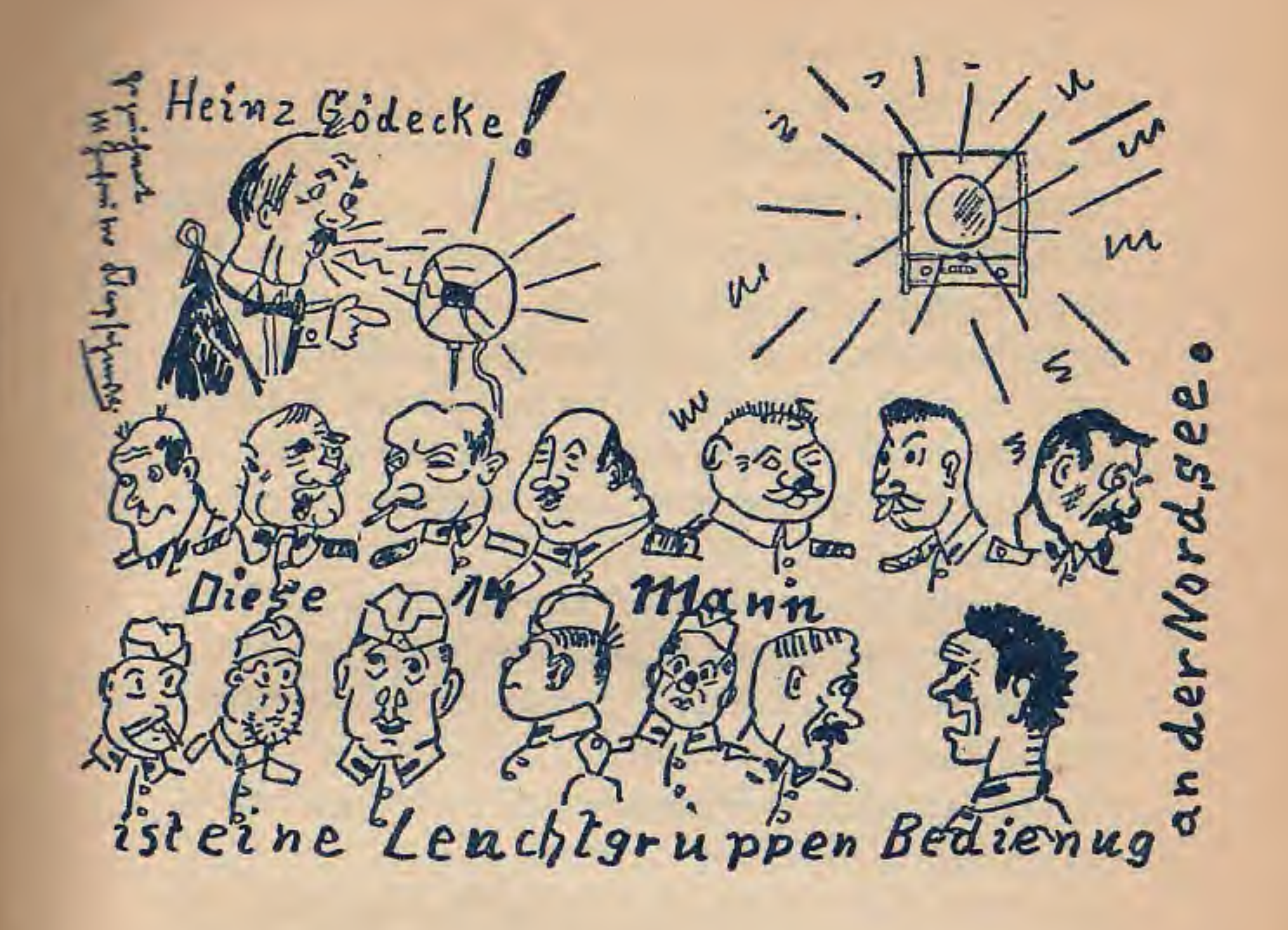
Ich weiß, es sind wohl lauter dumme Sachen;
ich kenn' mich heute selber gar nicht mehr.
Ich habe ein Paket für dich zu machen
und bin erregt, als ob ich sechzehn wär'.

Ich packe deine woll'nen Strümpfe ein –
ich nehm' sie raus, ich muß sie anders falten –
ich muß sie zehnmal in den Händen halten
und konnte früher doch so tapfer sein.

Dort hängt dein Bild am alten Platz im Zimmer.
Du weißt, es sah zum Fenster drüben hin.
Seitdem du fort bist aber sieht es immer
zu mir hinüber, wo ich geh' und bin.

Ich bin allein und hab' so viel zu sagen,
so viele Wünsche – manchmal ein Gebet.
Die Worte, die zuerst ganz unten lagen,
die liegen jetzt ganz oben im Paket. –

Wenn dies Paket mit meinen Liebesgaben
du guter Mann – in deinen Händen ist,
dann wirst du sicherlich verstanden haben,
daß ich so nah dir bin, wie du mir bist.



Hinter den Kulissen ...

Heute – nachdem der Zahn der Zeit wieder ein Stückchen gewachsen ist – können wir es ja sagen. Wir haben die Bekanntschaft mit drei Hörergruppen gemacht.

Die erste wartete Stunden, Tage und Wochen mit gleicher, nie ermüdender Ausdauer, bis der Name des geliebten Angehörigen an der Front aus dem Lautsprecher klang. Dann löste sich die ungeheure seelische Spannung in Dankesbriefen aus, die oft genug die Spuren von vielen Freudentränen trugen.

Die zweite Gruppe hatte sich mit gleicher Geduld gewappnet. Sie war aber nicht standhaft genug – die Nerven gingen mit der Erwartung durch; es waren Tausende darunter, die seit Wochen nichts über den Verbleib ihrer Männer und Söhne gehört hatten. Aus dieser Gruppe, die ausschließlich zur Heimatfront gehörte, kamen auch die ersten beweglichen Klagen. Und wenn es tatsächlich der Fall war, daß der Sprecher scheinbar willkürlich einen Heimatgruß zwischen die Soldatengrüße schmuggelte, dann hagelten die Proteste in die Bude.

Die dritte Gruppe bestand aus fröhlichen Egoisten. Sobald der Name ihrer Angehörigen genannt war, erlosch ihr vorher so heftiges Interesse wie ein Strohfeuer. Diese Egoisten sagten dann:

„Quatscht nicht so viel, sondern macht mehr Musik!" –

Es ist an dieser Stelle eine Generalbeichte nötig. Sie wird mit klaren Tatsachen aus dem Interessenkreis aller drei Hörergruppen belegt sein. Diese Tatsachen lagen bisher hinter den Kulissen des Wunschkonzertes. Sie konnten aus vielen Gründen nicht früher bekanntgegeben werden. – Aber sie werden jetzt in der rückwärtigen Betrachtung sicherlich zur Nachprüfung manches eigensinnigen Standpunktes beitragen.

Jawohl, wir haben hier und da die Grüße von Menschen in der Heimat zwischen die Soldatengrüße geschmuggelt. Es standen nämlich an der Front Väter, die sich um ihre Familien sorgten. Sie waren in den ersten Kriegstagen kreuz und quer durch Polen marschiert. Sie hatten ihr Haus, ihren Hof, ihre Frauen und Kinder verlassen. Haus und Hof lagen in der Zone vor dem

Westwall – und ihre Familien hatten fast gleichzeitig mit dem Abmarsch der Männer den großen Marsch ins Innere des Vaterlandes antreten müssen. Sie waren im Herzen Deutschlands untergebracht worden, befanden sich im Schutz der Volksgemeinschaft, und ihre einzige Sorge war:

Wo ist der Mann, wo ist der Vater, wo ist der waffentragende Sohn? –

Und für Männer, Väter und Söhne war auf dem Vormarsch im Osten oder auf dem Durchmarsch nach Westen die einzige Frage die: Wo sind die Frauen, die Kinder, die Eltern?

Hier hat das Wunschkonzert für die Wehrmacht rücksichtslos jedes Prinzip durchbrochen. Es wurden trokkene Namen gerufen, hinter denen ein erregender Vorgang stand. Aber die erregende Dramatik war nur für die Beteiligten und nicht für die große Masse erkennbar. Es fanden auf diesem Wege über den Äther viele Erlösungen statt. Es wurden Brücken geschlagen zwischen Menschen, die der Krieg auseinandergerissen hat. Mancher Soldat an der Front ist mit neuem Mut in den Kampf gegangen – und manche Familie, die irgendwo eine zweite Heimat fand, wußte jetzt, daß der Mann an der Front seine Ruhe wiederhatte. –

Wir riefen aus Blankenese einen Kapitän Bourfeind und seine Besatzung. Was ist schon ein Gruß aus Blankenese – werden sich viele Hörer gefragt haben. Und was hat ein solcher Heimatgruß im Wehrmachtswunschkonzert zu suchen?

Wir haben den Fragern damals keine Auskunft geben können. Heute aber kann die Geschichte dieses Grußes erzählt werden.

In Blankenese saßen 104 Familien, deren Väter und Söhne zu den Besatzungen der Dampfer der Woermann-Linie gehörten.

Ein Dampfer fuhr um Südafrika, als der Krieg ausbrach. Drei Monate lang war es dem Kapitän und der Mannschaft des Dampfers „Adolph Woermann" nicht möglich, sich mit ihren Familien in Blankenese in Verbindung zu setzen.

Da griff das Wehrmachtswunschkonzert ein. Es rief durch den Äther:

„Kapitän Bourfeind aus Blankenese! – Mut, Jungs – euren Angehörigen geht es gut! Blankenese läßt grüßen."

Eine Antwort erwarteten wir nicht. Es kam auch keine.

Nur das Schwesterschiff, die „Watussi", gab Nachricht. Wir haben sie im Wehrmachtswunschkonzert bekanntgegeben, – sie lautete: „Der Dampfer ‚Watussi' hat sich dem Zugriff der Engländer entzogen. Das Schiff wurde von Kapitän und Besatzung an der afrikanischen Küste versenkt. Kommandant und Mannschaft befinden sich in Sicherheit."

Keiner wird sagen können, daß ein solcher Gruß aus der Heimat irgendwo anders hingehört hätte. Er gehörte ins Wunschkonzert für die Wehrmacht. Nie ist das Gleichnis von der „Brücke zwischen Heimat und Front" deutlicher gemacht worden. Die Brücke, die beim letzten Heimathörer in Blankenese beginnt, und die bis zum letzten vorgeschobenen Frontabschnitt auf einem der Weltmeere da draußen reicht. Und nie ist das Echo von unseren Schiffen draußen schneller und deutlicher zurückgekommen. –

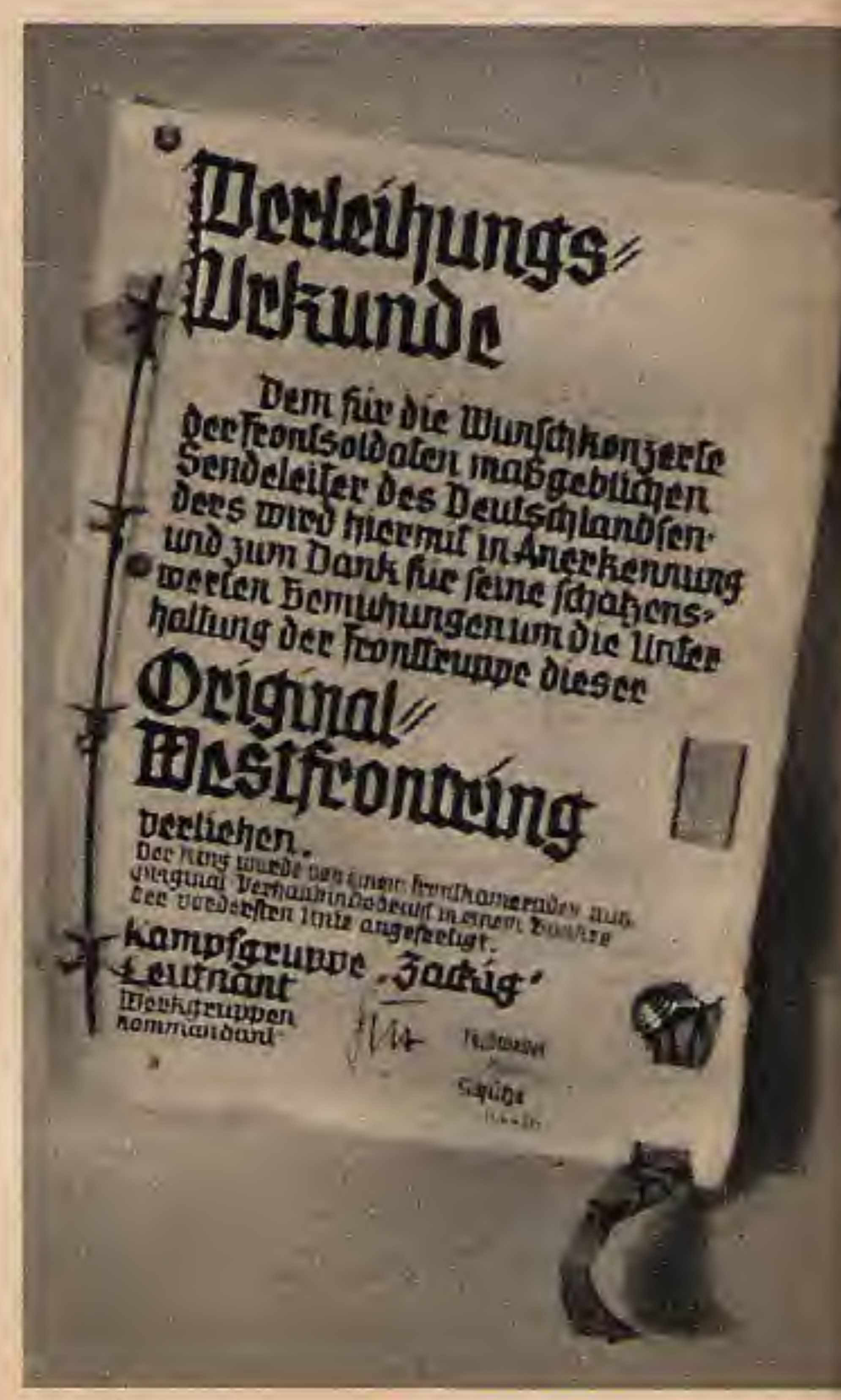


Kleine Kinder –
Kleiner Helfer



In der Abhörzelle:
Er steuert den Ton

Das Wartezimmer der Wünsche



Eine andere Geschichte gehört ebenfalls hierher:

Im Marinelazarett zu Varel lagen einige verwundete Kameraden eines Kreuzers. Sie hüteten grimmig das Bett, denn ihr Schiff war ohne sie von neuem ausgelaufen. Keiner wußte, wo es sich augenblicklich befand. Die verwundeten blauen Jungens faßten ihren Groll in einem Telegramm an das Wunschkonzert zusammen:

„Die Kameraden im Marinelazarett Varel grüßen ihren Kreuzer auf See mit einem kräftigen Hummel-Hummel!"

Es war wie eine Konferenzschaltung. Kaum hatte der Sprecher das Telegramm in den Äther gerufen, da funkte auf ferner See der Kreuzer die Antwort zurück:

„Wir haben Euch gehört! Besten Dank und ein fröhliches Mors-Mors!"

Worauf das Stimmungsbarometer bei den Verletzten in Varel wieder in erträgliche Höhen stieg. –

Wir bekennen uns auch schuldig, einen anderen Gruß aus der Heimat weitergegeben zu haben. Aber das ist eine komplizierte Geschichte und so unwahrscheinlich, wie nur das Leben selber sein kann.

In Köln wartete eine Mutter vergeblich auf ein Lebenszeichen von ihrem Sohn. Der Sohn ist als Kampfflieger in Polen tätig gewesen, und eine Nachricht von seinem Kampfverband vermeldete nur: Vom Feindflug nicht zurückgekehrt!

Trotzdem gab die tapfere Mutter ihre Hoffnung nicht auf. Sie sagte allen, die es hören wollten: Ich kenne ihn

besser. Er hatte schon immer einen ganz eigenen Kopp! –

Eines Tages lauerte ein Kriegsberichterstatter an der vordersten Front in Polen auf ein geeignetes Stilleben für seine Zeitung. Da kamen drei Gestalten des Wegs dahergewankt. Sie stützten sich gegenseitig, und man sah ihnen an, daß sie viele Entbehrungen hinter sich hatten. Der Posten hielt sie an.

Der eine war blind – der andere hatte schwere Brandwunden, und der dritte schleppte sich mit einem Schuß im Oberschenkel herum. Sie meldeten sich mit den Worten: Vom Feindflug zurück!

Ihre Erlebnisse waren folgende:

Sie waren damals vor drei Wochen mit ihrem Kampfflugzeug zu einem Flug tief in Feindesland gestartet. Sie brachten ihre Bomben richtig ins Ziel und gerieten dabei in das Flakfeuer des Gegners. Mit einem Schuß im Tank kurvten sie die Maschine aus dem Kreis des Sperrfeuers heraus und gingen auf einem verdammten Stoppelacker nieder. In 50 Meter Höhe fing der Tank Feuer. Die Maschine brannte schließlich an allen Ecken und Enden und landete außerdem mit einigen Kopfständen. Als sich die drei Flieger aus dem Trümmerhaufen gerettet hatten, suchten sie einen nahen Wald auf und gruben sich mit ihren Verletzungen ein. Sie beobachteten die Polen, die herbeigeeilt kamen und im Aschenhaufen des Maschinengerippes herumsuchten.

Am Abend zerrisen die drei ihr Unterzeug und verbanden sich gegenseitig. Dann wanderten sie los. Der Mann mit dem Oberschenkelschuß humpelte unter unsäglichen Schmerzen. Der Mann, der das Augenlicht verloren hatte, mußte geführt werden – und der dritte

mit den schweren Brandwunden war nicht minder übel dran. Sie wußten, daß das Ziel ihres Fluges mit 320 Kilometern angegeben war. Trotzdem unternahmen sie den fast aussichtslosen Versuch, die deutschen Linien zu erreichen. Sie wanderten nur des Nachts, ernährten sich von rohen Ackerrüben, wichen jeder menschlichen Behausung aus. Als der letzte Verbandstreifen aus dem Unterzeug fortgeworfen werden mußte, rissen sie das Futter aus ihren Jacken. Als das nicht mehr reichte, klauten sie einige Bettlaken von der Wäscheleine eines Bauernhofes und wanderten weiter. Sie wären sicher nie an ihr Ziel gelangt, wenn sich die deutschen Linien nicht so schnell auf sie zubewegt hätten. Nach drei Wochen der größten Entbehrungen und Schmerzen waren sie wieder bei ihren Kameraden.

Der Bildberichterstatter, der sie bei ihrer Rückkehr zuerst erblickte, konnte seine Aufnahmen machen, bevor die drei heldenmütigen Burschen ins Lazarett gebracht wurden. Es war die höchste Zeit, denn ihre Verletzungen befanden sich in einem schlimmen Zustand.

Wir kommen wieder auf die Mutter in Köln zurück. Sie pflegte jeden Sonnabend ihre Illustrierte zu lesen. Sie putzte lange an ihrer Brille, dann ging sie mit der Zeitung zur Nachbarin. Sie hielt ihr das Blatt unter die Nase und sagte triumphierend:

„Der mittelste mit den verbundenen Augen, das ist er!“

Die Nachbarin hatte Bedenken. Es wären keine Namen unter dem Bild, und das Gesicht sei bis zur Unkenntlichkeit verdeckt.

Aber die Mutter sagte nur:

„Ich kenne ihn an der schiefen Schulter – das ist er!"

Und dann ging im Wunschkonzert der Ruf durch den Äther:

„Achtung, Achtung! Soldat Hans Sommer aus Köln! Wo bist du?"

Etwas später meldete sich der Soldat. Er schrieb:

„Es hat ein bißchen lange gedauert, weil ich erst die Blindenschrift lernen mußte. Ich danke Dir – meiner Mutter habe ich auch geschrieben." –

Liebe Soldaten,
liebe Leser in der Heimat,
liebe Freunde jenseits der Grenzen –

wir sind überzeugt, daß diese Beispiele vollauf genügen, um alle Hörer davon zu überzeugen, daß die Arbeit der Gestalter des Wunschkonzertes nicht von ihren persönlichen Eigenwilligkeiten geleitet war. Hinter jedem Namen stand das Schicksal von Menschen. Hinter der trockenen Formulierung der Grüße wartete, bebte und jubelte ein tausendfältiges Leben. Vieles mußte im Dunkel bleiben und konnte in den wenigen Stunden zwischen zwei Wunschkonzerten nicht ausgewertet werden. Manches mußte aus begreiflichen militärtechnischen Gründen ungesagt bleiben. Aber es ist schon so: Jede Zeile von der Front und aus der Heimat – auch wenn sie aus diesen und jenen Gründen keine Berücksichtigung fand – hat dazu beigetragen, die große Kraftquelle des Volkes unversiegbar zu machen. –

Auf einsamem Posten in Polen standen drei sudetendeutsche Soldaten. Sie schrieben einen Brief:

„Wir haben gewartet und gewartet. Wir mußten oft auf Wache – und immer gerade dann, wenn das Wunschkonzert lief. Dann blieb einer von uns zurück, der aufzupassen hatte wie ein Schießhund. Er kroch fast in den Volksempfänger hinein, denn dieses polnische Kaff hat ja keinen elektrischen Strom. Der Akku war auch schon ziemlich schwach auf der Brust.

Eines Sonntags kommen wir von unserer Wache zurück. Schorsch – das ist unser Jüngster – stand bleich in der Kammer. Er stammelte immer nur: ‚Es ist durch – es ist durch!' Wir wußten zuerst gar nicht, was er meinte. Aber als ihm dann die Tränen über das Gesicht stürzten, da weinten wir alle mit. Wir schämen uns nicht, Dir das zu sagen. Der Apparat hatte unsere Grüße an die lieben Frauen daheim weitergegeben. Wir konnten vierzehn Tage lang von nichts anderem sprechen. Und jeden Abend haben wir uns vor Freude besoffen . . ."

Und an der Westfront geschah dieses:

Über einen Abschnitt verstreut liegen vier Bunker. Die Bewohner des Bunkers A waren pikfeine Leute. Sie hatten nämlich ein Rundfunkgerät und konnten zu jeder Stunde die Heimat hören. Die drei anderen Bunkergemeinschaften hatten nichts anderes als je eine Telefonanlage, die wiederum mit dem Bunker A verbunden war. Und jedesmal erklangen in dem Bunker A die telefonischen Flüche der anderen Bunkergemeinschaften: „Ihr Scheißer habt es gut, ihr könnt Wunschkonzert hören!"



Die Flüche wurden schließlich so drastisch, daß der Telefonist im Bunker A erbost den Hörer neben die Gabel legte. Er wollte auf diese Weise jeden weiteren Anruf unterbinden. Der Telefonhörer wurde vergessen, weil die Bunkergemeinschaft gemeinsam dem Wunschkonzert lauschte.

Nach drei Stunden legte einer wieder den Hörer auf die Gabel zurück. Da rasselte der Apparat los, und am anderen Ende der Strippe schrie eine empörte Stimme:

„Sofort legst du den Hörer wieder neben die Gabel – wir wollen ebenfalls das Wunschkonzert bis zu Ende hören!" —

Ja, so war es. Im Bunker drüben war die Hörmuschel drei Stunden lang von Ohr zu Ohr gewandert. Und in Zukunft wurde mit Hilfe dieser Patentlösung auch den anderen Bunkergemeinschaften telefonisch das Wunschkonzert übermittelt.

Es gab dort keine Menschen mehr, die ganz einsam waren.

Das Gedicht, das Gustaf Gründgens sprach:

Stimme der Heimat

So weit die Grenzen der Heimat gespannt,
steht ihr, Soldaten, zum Schutz für das Land.
Steht als ein starker, lebendiger Wall,
als ein doppelter Wall aus Herzen und Stahl –
und euch alle umschließt ein gemeinsames Band.

Die Heimat, für die ihr steht und wacht –
die Heimat ist bei euch bei Tag und bei Nacht;
auf allen Meeren – im Unterstand,
beim Flug durch die Wolken – im Niemandsland –
wo immer ihr einsam an sie gedacht.

Und wenn eine Stimme mit Namen euch kennt,
und wenn diese Stimme euch Bruder nennt –
so wißt ihr, wer diese Stimme ist:
es ist die Heimat, die euch grüßt –
die Heimat, die keinen der Söhne vergißt.

Und wenn diese Stimme euch angerührt,
mit euren Gedanken nach Hause euch führt –
so habt ihr, wo immer ihr einsam seid,
einen Herzschlag lang über Raum und Zeit
die Treue und Liebe der Heimat gespürt.



„Söhne sind angekommen für ..."

„Jeder, der damals draußen stand, weiß, wie es 1914 bis 1918 für den Frontsoldaten war. Was ihn umgab, war die Welt des Schützengrabens und der berstenden Granaten. Was vor ihm lag und was der Blick, der den Horizont abtastete, umfing, war Feindesland. Weit hinten, viele Hunderte von Kilometern weit, war die Heimat abgetrennt zurückgeblieben. Was mit ihr verband, waren die sehnsüchtig erwarteten Briefe, die man bis zur Unleserlichkeit dann in der Tasche mit sich herumtrug — waren die Liebesgaben, von sorgender Hand gepackt — war der Zug der Gedanken, die sich in Ruhepausen zur Heimat hinstahlen . . . Und es war wohl auch die Zauberbrücke des nächtlichen, sternenflimmernden Himmels, von der ein Dichterwort sagt, was einen damals so oft bewegte: ‚. . . und des Himmels Sterne stehen leuchtend über mir und dir . . .' Aber sie redeten eine stumme Sprache und wußten auf noch so ungestüme Fragen keine Antwort zu erteilen. Was hätte man damals oft, wenn man auf einsamem Posten stand oder im Unterstand beieinander saß, dafür gegeben, daß die Stimme der Heimat plötzlich und so unmittelbar neben einem aufgeklungen wäre —"







Das Wunschkonzert
klingt froh u. heiter,
wir aber basteln
munter weiter!
Versteigert werden
alle Sachen.
Das Geld soll dann
viel Freude machen
dem neugeborenen
Soldatenkind,
das seine Heimat
im Osten find't
auf Bauern- oder
Siedlerland.
Dazu wir grüssen
un- und bekannt
alle Soldaten mit
Schwert u. Spaten.







Die Reichsschule
des Reichsarbeitsdienstes
f. d. w. J. Finowfurt.







150 RM



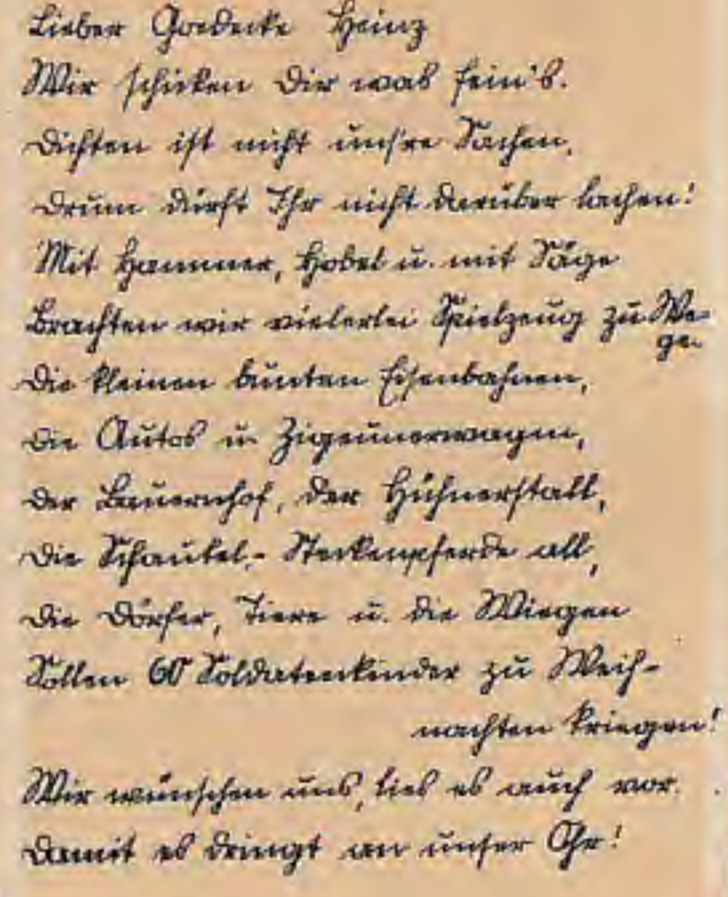












Lieber Godecke Heinz
Wir schicken Dir was fein's.
Dichten ist nicht unsre Sachen,
Drum dürft Ihr nicht darüber lachen!
Mit Hammer, Hobel u. mit Säge
Brachten wir vielerlei Spielzeug zu Wege.
Die kleinen bunten Eisenbahnen,
Die Autos u. Zigeunerwagen,
Der Bauernhof, der Hühnerstall,
Die Schaukel- Steckenpferde all,
Die Dörfer, Tiere u. die Wiegen
Sollen 60 Soldatenkinder zu Weihnachten bringen!
Wir wünschen uns, lieb es auch war.
Damit es dringt an unser Ohr!

Städt. Kindergärtnerinnenschule,
Würzburg.









Die Kinderspenden
sind sehr schön,
Ihr könnt sie hier
im Bilde sehn.







Das ist aus dem Brief eines Mannes, der schon im Weltkrieg dabei war, der jetzt wieder auf Wacht im Westen steht und der mit lebendigen Gefühlen den Unterschied zwischen damals und heute zu erkennen weiß.

Und ein anderer Teilnehmer des großen Weltkrieges schreibt:

„Wir haben 1914 auch nicht gerade ein Schneckentempo vorgelegt. Wir sind marschiert, daß die Feldpost nicht mitkonnte. Erst bei Maysseremy blieben wir stehen. Dort bekam ich dann den ersten Brief von meiner Frau, die mir mitteilte, daß der in meiner Abwesenheit eingetroffene Stammhalter sich schon selber die Hosen aufknöpfen könnte."

So war es damals. Heute ist es anders:

Kaum war die erste Geburtenmeldung über den Wunschkonzertsender gegangen, da rauschte der Flügelschlag aller in Deutschland beheimateten Störche durch die Leitungen. Es war ein sächsischer Kegelklub, der vorausahnend seine Ansicht von den künftigen Dingen in weise Verse faßte:

Zeigt England sich noch so verdrossen
und droht uns mit Ausrottung gar:
wir haben einen Kampfgenossen,
ihr kennt ihn all — — Freund Adebar!

Es mußte etwas getan werden. Der Kindersegen verlangte gebieterisch sein Recht. Nicht nur die ersten kräftigen Lebenszeichen so vieler Kinder bestanden darauf, sondern vor allen Dingen auch die Mütter, die das freudige Ereignis auf dem schnellsten Wege den an der Front stehenden Vätern vermittelt haben wollten.

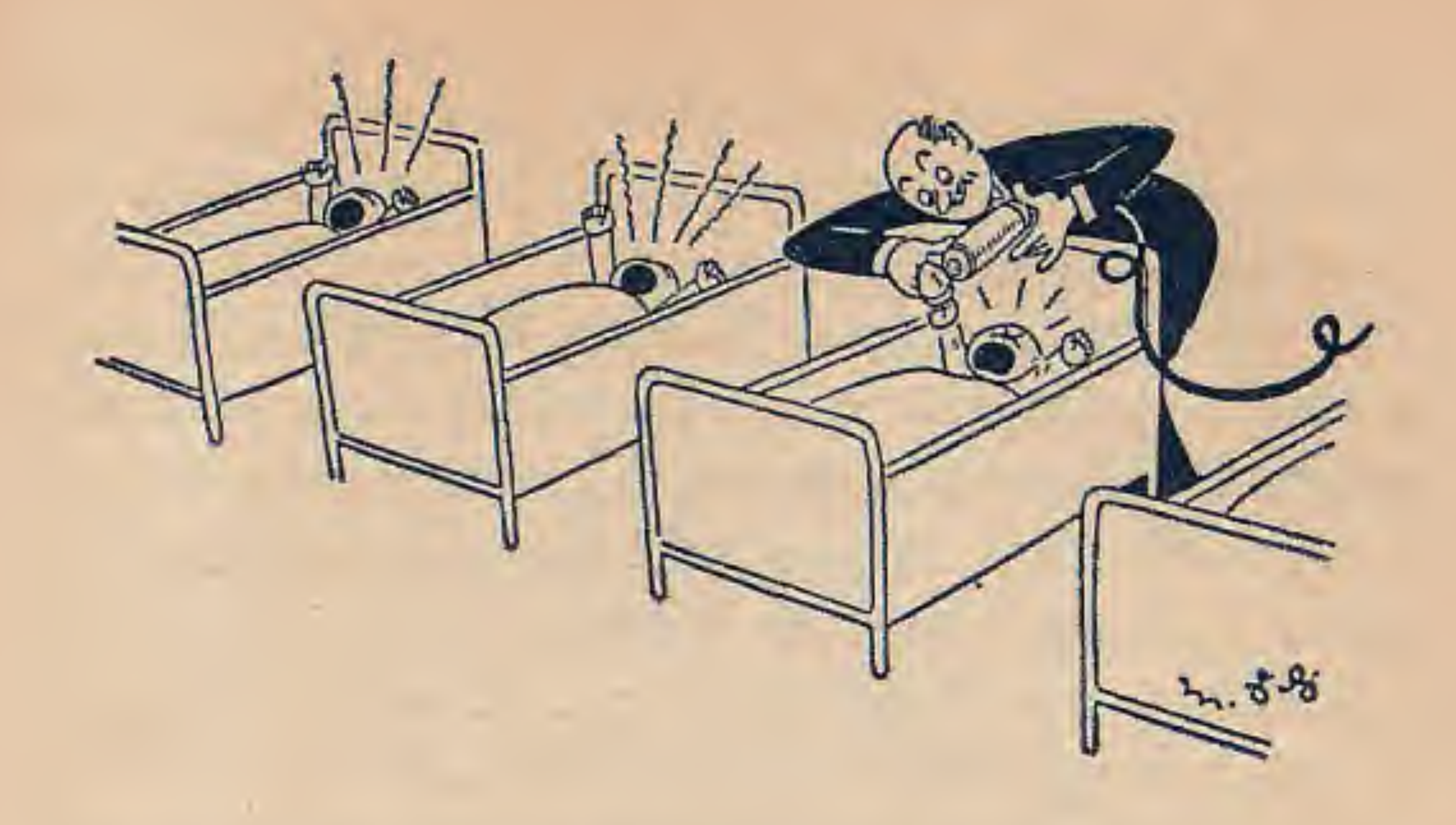
Da vorauszusehen war, daß das Geburtenregister nunmehr zum ständigen Programm eines jeden Wunschkonzertes gehören würde, mußte die Beschaffung eines allgemeinverständlichen Signales überlegt werden. Wir dachten zuerst daran, einen Storch klappern zu lassen. Aber der akustische Eindruck von der Schallplatte war niederschmetternd. Es klang wie die Abschüsse eines gut getarnten Maschinengewehrs.

Als wir uns schließlich zu der Wiedergabe jener Laute entschlossen, die die ersten Lebensäußerungen eines jeden Neugeborenen sind, machte die Originalbesetzung der Rolle große Schwierigkeiten. Auf Kommando oder auf ein gewisses Stichwort hin pflegen Säuglinge bekanntlich nicht zu schreien.

„Das beste ist", so meinte die Leiterin der Geburtenabteilung einer großen Berliner Klinik, „ihr kommt mit eurem Übertragungswagen zu jenen festgelegten Stunden, in denen die Schwester mit den gefüllten Milchflaschen im Tagesraum der Säuglinge erscheint. Dann könnt ihr nämlich euer blaues Wunder an Geschrei erleben; Milch ist nämlich Wasser auf die Mühle unsrer Säuglinge."

Und so war es denn auch.

Es wurden Massenchöre und Soloszenen auf die Schallplatte gebannt. Das mußte alles sehr schnell gehen, weil ein Schreihals nach dem andern aus der Liste der Mitwirkenden ausfiel, sobald ihm die Schwester die Milchflasche in den Mund gestopft hatte. Zum Schluß blieb noch einer übrig – der schrie allerdings für alle sechsundzwanzig zusammen. Und dieser eine war es denn auch, dem nachher beim Abhören der Platten einstimmig die Meisterschaft im Schreien zuerkannt wurde.



Das Säuglingsgeschrei wurde zum erstenmal im Wunschkonzert mit folgenden Versen angekündigt:

Liebe Soldatenväter und solche, die es werden wollen! —

Von Fall zu Fall erklingt im Saal
ein selbsterfundnes Postsignal.
Wenn dies Signal im Saal erklingt
und laut sich durch den Äther schwingt,
dann ist was los, dann ist was dran . . .
Prägt es euch ein, hört es euch an!

(Platteneinsatz)

Ihr wißt wohl alle, was das war —
es meldet sich Freund Adebar. —

Und als dann die erste große Kinderparade über den Sender ging, da war am durchschlagenden Erfolg dieser Wunschkonzertergänzung erst recht nicht mehr zu zweifeln. Der Volksmund und der Volkswitz bemächtigten sich sofort dieser Einrichtung — und zum allerersten Male meldete sich auch der Hörer im

Ausland, der unter dem Eindruck dieser Geburtenansage das Sammelzeichen zu den nun einsetzenden vielen Spenden gab.

Es war ein Mann aus Kelo bei Helsingfors, der um die Namen aller Mütter der im Wunschkonzert durchgesagten Soldatenkinder bat. Er wollte jeder Mutter ein halbes Pfund Butter schicken. Die Butter kam einige Tage später an. Es waren 274 Pfund. Und der gute Mann aus Kelo bedauerte in seinem Begleitschreiben nur, „daß es so wenig sei". —

Das Echo aus der Heimat und von der Front, das diesen aktuellen Eilmeldedienst begleitete, war unbeschreiblich. Es äußerte sich in den rührenden Dankesbriefen der Mütter, im lawinenartigen Anwachsen der Spenden und in den vielfältigen Erlebnisberichten jener Soldaten, die an der Front, zu Lande und auf dem Wasser plötzlich die Kunde erhielten, daß ihnen in der Heimat ein Kind geboren wurde.

An dieser Stelle mag die Drahtmeldung des Sonderberichterstatters Alfred Ried von der Berliner Nachtausgabe ihren Platz erhalten. Er erlebte ein Wunschkonzert gemeinsam mit der Besatzung eines Vorpostenschiffes auf hoher See:

„Seit Tagen halten wir auf vorgeschobenem Posten Wache vor Deutschlands Küste. Seit Tagen sehen wir über uns nur den Himmel, vor und um uns die wogende See. Groß sind die Anforderungen, die an jeden Mann unserer Besatzung gestellt werden. Der Dienst ist schwer. Aber selbst darüber hilft immer wieder der Geist unserer Kameradschaft und unser nie versagender Humor hinweg. Besonders gern versammeln wir uns des Abends vor dem Lautsprecher, um Klänge der

Heimat zu hören. Eines der schönsten Erlebnisse dieser Vorpostenfahrt war eines der großen Wunschkonzerte.

Eine Hörgemeinschaft, die sich aus alten Seefahrern und jungen Männern der Kriegsmarine zusammensetzte, lauschte voll innerer Spannung den Märschen, Liedern und Ansagen. Alle Blicke sind auf den Lautsprecher gerichtet. In den Augen der Männer, die im Dienst so hart und fest in die Weite sehen, strahlen jetzt Freude und Sehnsucht. Nach ein paar Minuten sitzen wir nicht mehr in unseren Ecken. Wir stehen dicht vor dem Rundfunkgerät und hören die Melodien der Heimat.

Einer ist jetzt sogar auf den Stuhl gestiegen. Es scheint, als habe er alles vergessen, was um ihn ist. Nichts kann ihn ablenken. Noch viel erregter als wir horcht er auf jedes Wort, auf jeden Klang. Da ruft ihn der Dienst. Langsam wendet er sich ab, stellt den Stuhl beiseite, nimmt einen Kameraden und geht mit ihm hinaus.

Wenige Minuten später nennt der Ansager seinen Namen, um ihm mitzuteilen, daß seine Frau einen strammen Stammhalter bekommen habe. Sofort melden sich Kameraden bei seinem Vorgesetzten, um ihn zu bitten, daß einer von ihnen den Dienst für den soeben Vater gewordenen übernehmen dürfe. Lächelnd und mit herzlichem Glückwunsch wird dieser Bitte entsprochen. So kommt er wieder zu uns zurück, um mit uns gemeinsam diese glückliche Stunde zu feiern. Kaum ist die Übertragung beendet, so müssen wir mit ihm anstoßen auf seinen Sohn. Wir sitzen dann noch lange mit dem jungen glückstrahlenden Vater zusammen, plaudern und singen und vergessen beinahe, daß wir

fern der Heimat auf verantwortungsvollem Posten stehen. Erst der Wechsel der Wache belehrt uns dessen wieder und führt uns zurück in die Welt einer strengen Pflichterfüllung."

Bunker „Fleetenkieker". Westfront.

Liebes Wunschkonzert,
Schon mancher hat von Dir vernommen,
— es ist ja weiter nichts dabei —
daß seine Frau ein Kind bekommen,
mitunter auch auf einmal zwei.
Wir aus dem Bunker Fleetenkieker
wünschen, daß die lütten Schieter
glücklich sind auf dieser Erden
und der Stolz der Eltern werden.
Ist unsere Spende auch nur klein,
sie soll ein Anreiz für die beiden nächsten sein.



Das Gedicht, das Heinz Goedecke sprach:

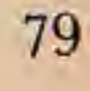
An jedes Neugeborene . . .

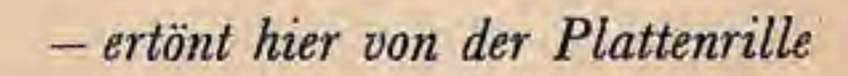
Es bleibt sich gleich, ob du ein Junge oder Mädchen bist,
darüber mögen deine Eltern Auskunft geben.
Für uns genügt es, daß dein junges Leben
aus unsern Reihen nicht mehr wegzudenken ist.
Für uns genügt es, daß die kleine Hand,
die jetzt noch tastend ihre Funktion ergründet,
dereinst den Weg in unsre Hände findet,
wie ihn das ganze große Deutschland fand.

Es bleibt sich gleich, ob du einst Geld erbst oder nicht,
das mögen deine Eltern besser wissen.
Ob du auf Seegras liegst oder auf Daunenkissen,
das fällt in dieser Zeit nicht ins Gewicht.
Für uns genügt es, daß du Beine hast,
die jetzt noch hilflos in den Himmel stieren,
und die dereinst in unsern Reihen mitmarschieren,
nach einer Melodie, die dazu paßt.

Und ob du windelrein bist – oder das,
was man ein Schweinchen nennt, hat nichts zu sagen,
denn alle Menschen machten in den Tagen
des Säuglingsalters ihre Windeln naß.
Für uns genügt es, daß dein kleines Herz
im gleichen Maße wächst wie deine restlichen Organe –
denn nur mit seinem Herzen trägt der Mensch die Fahne
des neuen Volkes himmelwärts!

Des Säuglings herrisches Gebrülle –



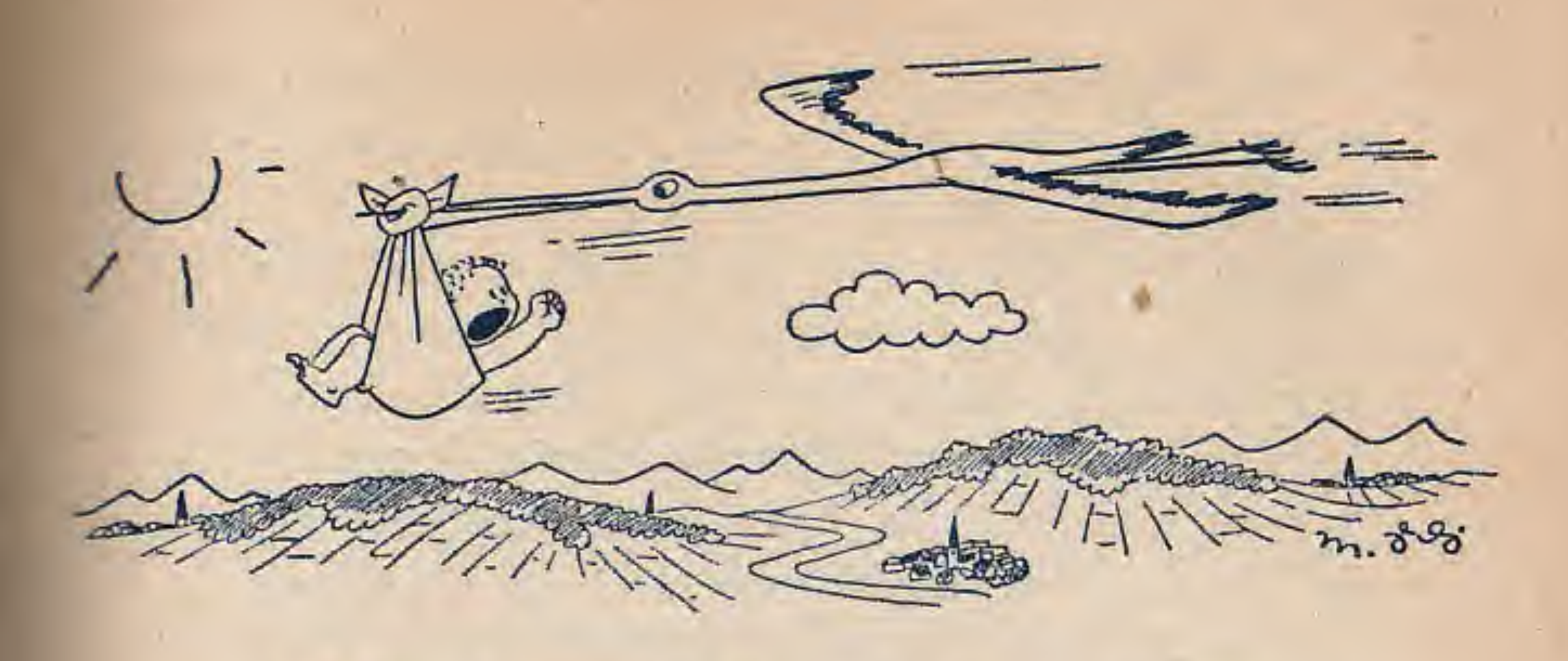


– ertönt hier von der Plattenrille

1000 Mark für ein Zwillingspaar. Schwester „Fortuna“ bei der Ziehung. Die glücklichen Gewinner, Ute und Irmgard Brohm, dankten mit Bild und Vers:

Gar viele haben mit Freuden vernommen,
Daß wir eintausend Mark bekommen.
Da sagen wir beide „Dankeschön“
Und lassen uns auch im Bilde seh'n.
Fortuna hat mit sicherer Hand
Das rechte Telegramm erkannt,
Denn wir sind in der Geschwisterschar
Bereits das zweite Zwillingspaar.
Vier Mädchen sind wir und drei Buben,
Da wird es eng in allen Stuben.
Wir bauen Öfen und Schränke ein,
Um Platz zu schaffen für alle neun.
Die Spende hat uns das leicht gemacht,
Sie hat uns wirklich Glück gebracht!





„Gib Gas, damit wir noch rechtzeitig zum Wunschkonzert kommen!“

B.-Z. am Mittag

„Der Fachmann staunt“ –
der Laie tut's nicht minder –
– der Sprecher aber stöhnt nur:
Kinder, Kinder!

(Kleine Blütenlese aus Volkshumor, Versen, Zeichnungen und Hörerbriefen.)

Aus den „Kleinen Geschichten“ des 12-Uhr-Blattes, Berlin:

Nachts zwischen 23.30 und 24.00 Uhr in der S-Bahn. Es herrscht im Wagen völlige Stille. Der größte Teil der Fahrgäste döst im Halbschlaf vor sich hin. Plötzlich ertönt das klägliche Weinen eines kleinen Kindes. Mein Platznachbar, der aus seinem Halbschlaf auffuhr, brummelt zur allgemeinen Erheiterung der Mitreisenden:

„Nanu, ick denke, det Wunschkonzert is schon aus.“

Wie schnell die Wunschkonzerte volkstümlich geworden sind, beweist folgendes Intermezzo, das sich auf dem Bahnhof Schöneberg abspielte:

Eine junge Mutter ist im Begriff, mit Hilfe eines Fahrgastes ihren Kinderwagen die Treppe hinaufzutragen. Der kleine Sprößling scheint jedoch kein Verständnis dafür zu haben und beginnt ganz furchtbar zu schreien. Da bemerkt ein vorübergehender Berliner mit trockener Miene:

„Der trainiert wohl schon feste for 't nächste Wunschkonzert!"

Aus der Feldgrauen „B.-Z."-Ecke:

Im Wartesaal eines Berliner Bahnhofes. Eine Gruppe von Urlaubern sieht nach der großen Uhr in der Halle. Noch fast eine ganze Stunde Zeit. Der Zug muß erst einfahren, und bis dahin reicht die letzte Heimatzigarette noch.

Einer beginnt zu erzählen: Draußen im Bunker hatten seine Kameraden schon mit ihm gefeiert, als da eines schönen Abends im Rundfunk plötzlich sein Name genannt wurde:

„Ein Zwillingspärchen geboren dem Gefreiten R." Das gab eine richtige Gratulationskur. Der Abend soll noch sehr lang geworden sein. Wie nun aber zu dem strammen Pärchen hinkommen? Der Hauptmann gewährte schließlich den Urlaub. So kam also der Tag der großen Erwartung, als der Zug mit unserem Urlauber in Berlin hielt.

„Ick kam nun nach Hause. Alle im Haus haben sich gefreut. Ick sollte immerzu erzählen, nischt als erzählen.

Dabei wollte ick nu endlich mal meine beiden Jöhren sehen. Na und da stand ick denn vor der breiten Wiege. Der Junge fing gleich an zu plärren. Er heulte in eener Tour. Da riß mir die Masche! Ick schrie den Jungen an:



„Menschenskind, nu hör man bloß uff! Laß ma doch erst mal vorstellen, du kennst mir doch gar nich: ick bin dein Vata!"

Ein siebenjähriger Junge schreibt:

Lieber Aufsicht. Onkel Heinz.
Ich schicke dir mein erspartes Geld.
und bitte dich kaufe doch für das kleine Schwest
erchen was. Die immer schreit einen
Nuckel und Flasche damit es nicht im
mer weint und wenn du dann noch
Geld übrig behälst kaufe doch bitte für
jeden Soldaten eine Zigaretten ich wollte
für meine Mammi zum Geburtstag
Radio kaufen weil wir immer bei Onkel
Fritz hören müssen und mein Pappi ist
schon vier Jahre tot der uns sonst
kaufte Auch habe ich noch zwei Brüder
die gerne mal Musik hören ich heiße
Walter Wandmacht bin 7 Jahre alt und
wohne in Belgard Körlinerstr. 6 Grüße an unsern
Führer und seine Soldaten Heil Hitler!

Aus der „Niedersächsischen Tageszeitung“, Hannover:

Jubiliert und trompetet da neulich doch wieder einmal das Wehrmachtswunschkonzert im Lautsprecher. Sitzt Klein-Marlis auf dem Kinderstühlchen neben dem Rundfunkapparat und probiert, ob das Teesieb nicht auf Püppis Puppenkopf paßt. Aber dann läßt Klein-Marlis sich von der Gewalt der Töne ablenken und wetzt selbst mal das kleine Stimmchen. Das Lied von der „Erika“ – ha, dieses kennt sie nun schon!

Klein-Marlisens zartes Stimmensilber verklimpert und verklingt im Wohnstübchen. Auch der Lautsprecher schweigt. Aber mit einem Male bricht aus ihm eine Kaskade naturhafter Laute hervor: Heinz Goedecke hat die Säuglingsplatte aufgelegt, herrisch und beleidigt zugleich dröhnt der erste Schrei des jungen Erdenbürgers allen fernen Vätern in die Ohren.

Klein-Marlis aber – tja, Klein-Marlis stürmt davon, hastet in die Küche, kehrt mit dem Pülli in der Hand zurück und steckt das Pülli in den dröhnenden Mund des Lautsprechers. Sofort . . . schweigt die Säuglingsplatte. Und Klein-Marlis, stolz zur Mutter gewandt . . .

„Ssiehstewoll, Mutti, Baby wollte bloß das Pülli!“



Aus der Zeitschrift „Die Wehrmacht":



„Reicht mal rum die Granate! Genau so schwer ist mein Junge! Zehn Pfund!"

„Troll" im Berliner Lokal-Anzeiger:

„Rosmarie" und auch die „Rosamunde"
zeigen sich bei allerbestem Ton,
machen ätherweit die Senderunde,
und selbst – Babys „stehn" vorm Mikrofon . . .
Hier die Heimat und die Fronten ferne
lauschen atemlos dem Rundfunkklang –
Denn das hört man eben gar zu gerne:
„Wunschkonzert" – und möglichst stundenlang!

Goedecke beweist sich froh als Künder
jedes wehrmachtstarken Vaterglücks:

„Hörer! Hier grüßt (fast) ein Dutzendpfünder
in der allerersten Windelbüx!“
Wenn dann Rufe weiter froh erzittern:
„Zwillinge geboren!“, heißt’s vielleicht:
„Einen Seemann kann das nicht erschüttern –
Mann, det nennt man erst: et is erreicht!“

Mit den Melodien, die da klingen,
mischt sich jubelndes Familienglück!
Wünsche, die zur großen Heimat dringen,
tönen doppelt stark zur Front zurück.
Und die Nachwuchsnachricht wird zum Gleichnis,
wenn sie plötzlich munter kräht und plärrt –
kurz und rund: ein „freudiges Ereignis“
ist das ganze Wehrmachts-Wunschkonzert!

Albersdorf, den 26. 10. 1939

Lieber Deutschlandsender!

Welch’ tiefen Eindruck Ihre Geburtenmeldungen auf ein kleines [illegible] Mädel gemacht haben, muß ich Ihnen doch einmal schreiben. Das kleine Gertrude möchte so gerne ein Schwesterchen haben u. glaubt, daß die aufgerufenen Kinder, des Deutschlandsenders Geschenke sind an die Soldaten. Sie meinte deshalb: „Mutti, laß Vati doch auch Soldat werden, er braucht ja garnicht so weit weg, wenn er auch nur bis Heide geht, dann kriegen wir doch auch eine kleine Schwester.“ – Heide ist [illegible] von hier entfernt.

Heil Hitler!

Frau Auguste Lüthgens.



Schnelldichtereien um eine Spendenliste

Ein Zwillingspaar – zwei stramme Knaben –
soll einen Weihnachtshasen haben.
Jedoch das nächste Drillingspaar
kriegt diesmal tausend Mark in bar.

Zehn Müttern werden nicht zuletzt
die Zähne ganz instand gesetzt. –
Zwei Mann verzichten auf die Butter
für eine kinderreiche Mutter. –

Zur Milch, die unsre Kinder naschen,
gehören fünfzehnhundert Flaschen. –
Die Kinder, die am Po sich kratzen,
verlangen weiche Bettmatratzen. –

Und weiter sind noch nachzutragen
zweihundert neue Kinderwagen. –

Die Kleinen – Mädchen oder Knaben –
befinden sich gar oft im Streit
mit dem Prinzip der Sauberkeit –
drum solln sie einen Nachttopf haben.

Aus dem „12 Uhr-Blatt", Berlin:



„Stimmt, die Wunschkonzert-Babyplatte habe ich besprochen, aber es muß unter uns bleiben, ich kann nämlich noch keine Autogramme geben!"

„Kindermund" aus dem Magazin für Alle:

Mit Klein-Inge, deren Vater im polnischen Feldzug war, hörte ich ein Wunschkonzert für die Wehrmacht. Als die Geburten einer Anzahl Kinder auf diese Weise den Vätern mitgeteilt wurden, schrie die Kleine ganz aufgeregt:

„Mutti, paß auf, Vati wird in Warschau ganz sicher auch ein Kind gekriegt haben!"

Manfred Schmidt in der „Wehrmacht“:



Der Vorposten ohne Rundfunk.

„Otto, der Rundfunk meldet eben, dein fünfzehntes Kind ist angekommen!“

„Na und?“

Und einer der vielen Gutenachtgrüße an unsere Soldatenkinder:

Ihr findet's ganz gewiß nicht schön,
jedoch ihr müßt jetzt schlafen gehn.
Ihr grollt gewiß: das ist nicht nett –
es hilft euch nichts, ihr müßt ins Bett.

Wenn auch kein Mond durchs Fenster schielt,
weil's die Verdunklung so befiehlt –
wenn auch kein Stern ins Zimmer späht,
weil's wegen dem Papier nicht geht:

Der Sandmann steht schon auf der Wacht,
drum, liebe Kinder, gute Nacht!

Aus der „Post", München:



Seltsame Wünsche...

Die Heimat heute trägt in gläubiger Gewißheit einen fröhlichen Ton in den Ernst der Tage. Aber die Heimat ist nur das Instrument, auf dem die unverwüstlichen Männer an der Front spielen. Die Soldaten sind es in Wirklichkeit, die täglich und stündlich auf neue Einfälle kommen – die auch einer brenzligen Situation noch die heitere Seite abgewinnen können.

Und durch das Wunschkonzert war ihnen die Möglichkeit gegeben, das ganze Volk an dieser Heiterkeit teilnehmen zu lassen. Kein Wunder, daß dieser Ansporn den Humor hoch ins Kraut schießen ließ.

Die Bunker im Westen, die für ungewisse Zeit das feste Haus vieler Soldatengemeinschaften wurden, sind keine toten Dinge aus Eisen und Stahl, sondern höchst lebendige Wesen mit Merkmalen, die mit Vorliebe aus dem Bestand eines gutbeschickten Zoologischen Gartens entlehnt werden. Die Soldatenbriefe aus diesen Bunkern haben ihre eigenen Firmierungen, die vom „wachsamen Hähnchen“ über das „wilde Stachelschwein“ bis zum „streitbaren Uhu“ reichen.

Es meldet sich nicht etwa der Bunker 11 im Quadratplan XY, sondern schlicht und freundlich die „aus lauter faulen Köppen bestehende Belegschaft einer Mäuseburg im Westen“.

Und über den edlen Wettstreit im Erfinden der schönsten Bunkerbezeichnungen hinaus wurden die humorvollen Soldatengeschichten und Soldatenanekdoten Legion, die den unsterblichen Vorzug haben, nicht von einem einzelnen, sondern von einer ganzen Gemeinschaft erlebt und bedichtet zu sein.

Von diesen gehören hierher aber nur die Erlebnisse, die am Rand jenes Weges gerupft werden, den die Geschichte des Wunschkonzertes gegangen ist. –

Wir berichteten am Mikrofon von einem biederen Soldaten, der im Osten vor einem Munitionsdepot Wache schob. Die Zeit verging. Die Ablösung war lange fällig – aber sie kam nicht. Sie saß drüben im leeren Heuschober und hörte Wunschkonzert. Schließlich wurde es unserem Soldaten zu dumm. Er rief einen Essenholer heran und sagte:

„Fraach doch mal den Untaoffzier, wie lange ick hier noch stehen soll. Die Polen drüben meinen sonst, wir hätten man bloß den eenen!"

In einem anderen polnischen Quartier zerbrachen sich die Soldaten den Kopf darüber, welcher Art der Wunsch sein sollte, den sie dem Rundfunk übermitteln wollten. Der Infanterist Justav sagte:

„Briefe kriegt er massig, wa! Ejalwech Musike machen is er ooch dran jewöhnt, wa! Nehm wa mal unsre weiche Morchel inne Hände und denken anjestrengt nach, wa!"

Und sie nahmen ihre Köpfe in die Hände und dachten über das schwere Problem nach, auf welche Weise sie die Aufmerksamkeit der Männer vom Wunsch-

konzert gründlich wecken könnten. Schließlich hatten sie eine Idee – das heißt, Justav hatte sie, und die anderen Kameraden brauchten bloß zu grinsen und ja zu sagen.

In einer Ecke standen nämlich zwei „Knobelbecher". Diese Soldatenstiefel waren hart wie ein Brett, denn sie waren 960 Kilometer durch Polen marschiert.

„... aus diesem Grunde haben wir beschlossen, Dir den linken Stiefel zu schicken. Laß ihn mal am Mikrofon ein bißchen knarren, denn er hat es verdient."

Der Stiefel ist allerdings nie im Haus des Rundfunks eingetroffen. Vielleicht knarrt er gemeinsam mit seinem rechten Gegenstück bereits wieder auf einer Landstraße oder in einem Grabengelände an der anderen Seite unseres Vaterlandes. –

Und am Westwall saßen drei Jungens im Feldquartier. Jeder hatte ein leeres Glas vor sich stehen, und jeder hatte unter seinem Sitz eine Bierflasche. Scheinbar vergaßen sie über ihrer angestrengten Tätigkeit, den Namen und Klängen des Wunschkonzertes zu lauschen, gänzlich den schönen Gerstensaft.

Plötzlich fuhren sie hoch. Der Sprecher hatte sie aufgerufen. Im gleichen Augenblick griffen sie wie auf Kommando nach ihren Bierflaschen. Der Sprecher sagte:

„Hoch die Tassen!"

Und dann kam aus dem Lautsprecher das unmißverständliche Geräusch, das der Stöpsel einer Bierflasche beim Öffnen zu erzeugen pflegt. „Gluck-gluck" machte die Flasche im Lautsprecher – und der Inhalt gluckerte offensichtlich in ein bereitgehaltenes Glas.

Was war geschehen? Die drei Jungens am Westwall hatten den brieflichen Wunsch geäußert, über sechshundert Kilometer hinweg mit dem Ansager gemeinsam ein Glas Bier zu trinken. Sie schrieben:

„Unsere Flaschen stehen bereit – kauf Dir auch eine Flasche. Und wenn Du sagst ‚Hoch die Tassen', dann laß den Stöpsel aufknallen, und bei uns wird die gleiche Knallerei losgehen. Dann wissen wir einsamen Männer hier draußen im Westen, daß am anderen Ende der drahtlosen Leitung ein Mensch seine Nase in den gleichen Saft tunkt, den auch wir hier trinken wollen." –



Es ist schon etwas Seltsames um den so sachlichen Begriff des Rundfunks. Mit der physikalischen Erklärung des Vorgangs von sich fortbewegenden Strömen, die im Empfänger wieder in Laute und Klänge umgesetzt werden, ist es allein wohl nicht getan. Das große gemeinsame Erlebnis der Menschen im Kriege mußte hinzukommen, um den Beweis zu erbringen, daß jeder einzelne in dieser Gemeinschaft gleichzeitig ein Sender und ein Empfänger ist – ein Glied in einer geschlossenen Kette, das den Strom verstärkt und weiterleitet an den nächsten und übernächsten. –

Was mag sich zum Beispiel der Gefreite Rudolf Har-

big gedacht haben, als er einen Gruß an das Wunschkonzert auf eine Feldpostkarte kritzelte. Der Olympiasieger und Weltrekordmann im 400- und 800-m-Lauf hatte keinen besonderen Wunsch. Er wollte nichts anderes, als ein Soldatenname unter vielen anderen Soldatennamen sein, wollte auf diesem Wege seine Angehörigen in der Heimat grüßen.

Die Männer des Wunschkonzertes hatten es anders vor. Sie krochen stundenlang im Schallarchiv des Rundfunks herum und suchten aus den Millionen Schwarzplatten und Folien eine besondere Platte heraus. Und als der Gefreite Harbig draußen in seinem Frontabschnitt nichtsahnend auf den Aufruf seines Namens wartete, sprach ihn der Lautsprecher auf diese Weise an:

Du sitzt jetzt draußen irgendwo
im Westen vor dem Radio
und hörst dein Wunschkonzert dir an
und denkst: aha, jetzt komm ich dran! –
Mein lieber Harbig, sitz ganz still
und hör, was ich dir raten will – –
bleib ruhig sitzen – halt dich bloß
am Stuhle fest und renn nicht los!

Und dann rannten die letzten spannenden Sekunden seines gigantischen Laufes gegen den italienischen Meister Lanzi von der Schallplatte über den Sender. Die Schreie eines vieltausendköpfigen Publikums, die den Deutschen anfeuerten, die Rufe der italienischen Kolonie, die den Sieg ihres Landsmannes erwartete, die Reportage des Rundfunksprechers, der diesen Kampf

den Hörern am Lautsprecher schilderte. Das ganze Geschehen, das der Läufer Harbig damals gar nicht in sich aufnehmen konnte, wurde dem Soldaten Harbig jetzt in seinen breitesten Wirkungen vermittelt. Es wurde hineingespielt in einen stillen Unterstand am Westwall — — mitten im Wunschkonzert — zwischen Kindergeschrei, zwischen Soldatengrüßen und Soldatenliedern. —

Diese Art von Wunscherfüllung war auch wohl das Signal für viele andere Soldaten, auf der Suche nach neuen Einfällen ebenfalls in diese Richtung zu gehen.

Die an der Front stehenden Gefolgschaftsmitglieder einer Baufirma kamen bei der gemeinsamen Ermittlungsarbeit nach dem Klang, der für sie die schönste Melodie bedeutet, auf folgende Idee:

„Schickt uns das Geräusch eines Preßlufthammers über den Sender. Dieser Hammer, der Jahre hindurch das Lied unserer Arbeit sang, ist für uns genau soviel wert wie die Butter auf dem Brot."





Im Rundfunkhaus um Mitternacht.
Hier wird der letzte Vers gemacht



Und in der Pause schnell eine Zigarette:
Barnabas von Géczy, Heinz Goedecke, Wilhelm Krug,
Hanns Steinkopf und Otto Dobrindt

So gab dieser Preßlufthammer bei der nächsten Gelegenheit mit Rattern und Dröhnen über alle Sender die gewünschte Solovorstellung. –

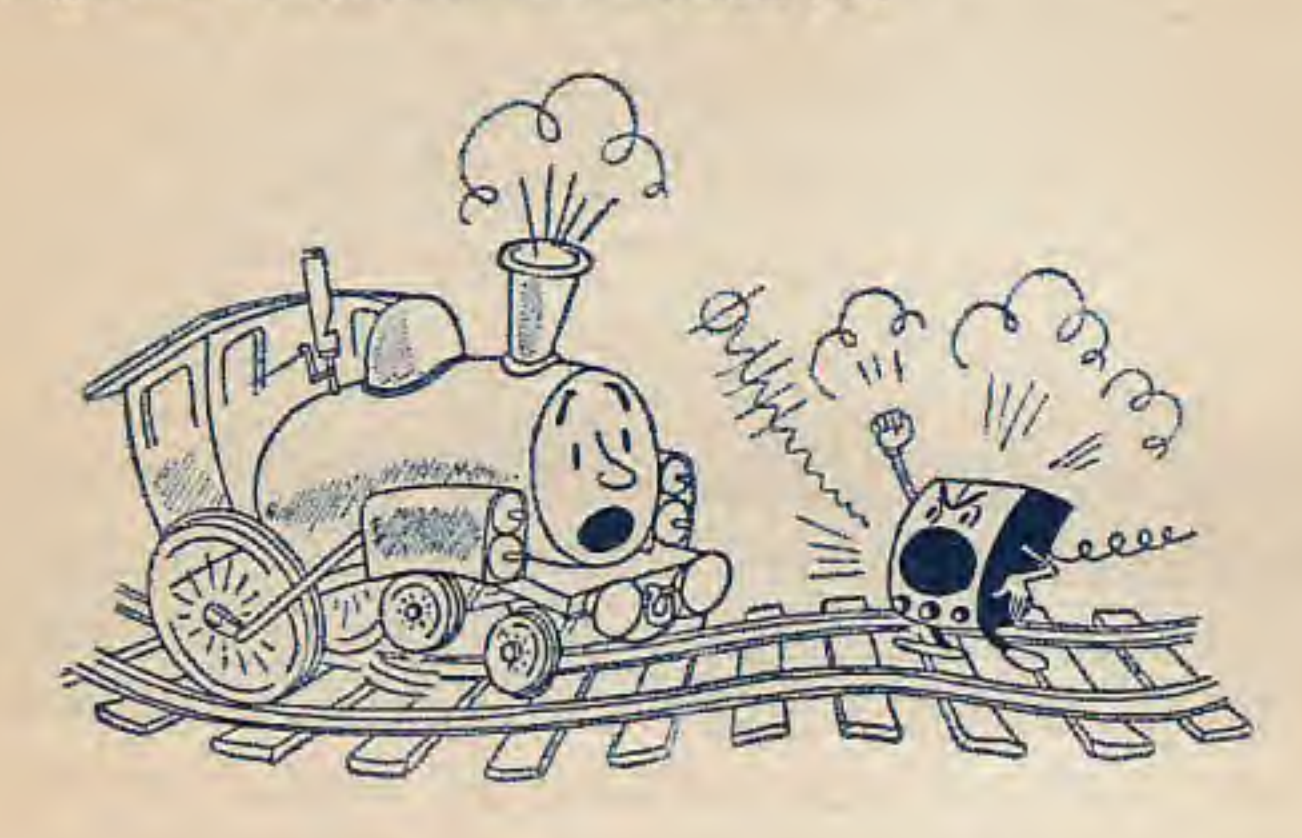
Die Küchenbullen eines Pionierbataillons im Westen formulierten folgenden dienstlichen Befehl:

Erfülle unsern Wunsch, mein Lieber,
sonst kocht bei uns die Suppe über.
Mach schnell und lindre unsre Qual:
Blas das Kartoffelsupp-Signal!

Dieser Wunsch der Küchenbullen war für den Trompeter des Musikzuges von Herms Niel so gut wie eine Generalstabs-Anweisung. Er spuckte in die Hände, hob die Trompete und begann mit solcher Liebe und Ausdauer das bekannte Signal über den Sender zu blasen, daß die schlafende Besatzung einer Kaserne verstört aus ihren Betten fuhr. –

Das Begleitpersonal eines Munitionszuges meinte:
„Wir haben hier eine polnische Lokomotive vor unseren Wagenpark spannen müssen. Wie nicht anders zu erwarten war, leidet das Vehikel an asthmatischen Anfällen allerschwersten Grades. Gutes Zureden hilft nichts – wir können ihr noch soviel Kohle in den zahnlosen Mund schütten: sie hat ein Tempo, daß es einen Hund erbarmt. Allerdings müssen wir ihr eins zugute halten – der Gleiskörper, auf dem sie dahinzuhoppeln hat, ist auch keine ermunternde Angelegenheit. Nun haben wir uns gedacht, daß wir dieser polnischen Lokomotive mal zeigen, was eine Harke ist. Laßt doch mal

einen echten preußischen FD-Zug mit 150 Sachen durch den Äther brausen, möglichst so ein Ding mit einem markerschütternden Pfiff, der dieser polnischen Lok durch die morschen Knochen fährt. Vielleicht schneidet sie sich eine Scheibe davon ab oder schämt sich wenigstens in Grund und Boden . . ."



Na ja, wir haben dem asthmatischen Vehikel in Polen dann gezeigt, wie der Unterschied zwischen einer deutschen und einer polnischen Zugmaschine aussieht. Ob es etwas genutzt hat, wissen wir allerdings nicht. –

Es waren oft seltsame Wünsche, die aus den Waschkörben unserer Tagespost flatterten. Aber es gab keinen darunter, der uns in Verlegenheit bringen konnte. Im Gegenteil, wir haben uns diebisch gefreut, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Hinter diesen Wünschen stand ja so viel: eine gewaltige Portion Mutterwitz, eine weise Alltagsphilosophie, ein gesundes Über-den-Dingen-Stehen und ein starkes und echtes Gefühl der Verbundenheit mit der Heimat.

Es war alles andere als Sentimentalität, die aus dem Wunsch jener Soldaten sprach, einmal vor dem Mikrofon einen Urlaubsschein rascheln zu hören. Und die Militärbehörde, die den Männern des Wunschkonzertes zu diesem Zweck ein richtiges Blankoformular zur Verfügung stellte, hatte selbst das größte Verständnis für einen derartigen Wunsch. Der Urlaubsschein raschelte durch den Äther, und sicher hat in diesem Augenblick sogar jeder Soldat, dem aus technischen Gründen soeben ein Urlaub verweigert war, ein befreiendes Lachen angestimmt. –

Nicht Sentimentalität, sondern echte deutsche Heimatverbundenheit war es auch, die Potsdamer Jungens an der Front zu dem Stoßseufzer veranlaßte:

„Wir haben so lange nicht mehr die Glocken unserer Garnisonkirche gehört!"

Sie waren die glücklichsten Menschen, als der Sprecher meinte: euch kann geholfen werden!

Ihr wollt den Gruß der Heimat haben,
den Gruß von Potsdam, eurer Stadt — —
Er ist noch da, der Nuthegraben,
der euch als Kind begleitet hat.
Sie ist noch da, die Bittschriftlinde –
steht mitten im Verkehrsgewühl.
Und unterm Himmel hoch im Winde
klingt immer noch das Glockenspiel . . .

Dann fingen die Glocken der Potsdamer Garnisonkirche an zu klingen, und über den weiten Raum schwangen sich die Variationen des alten Liedes „Üb immer Treu und Redlichkeit".



Wir kommen auf den Hund...

Wir kommen auf den Hund zu sprechen, dem wir in den Betrachtungen über die zahllosen Spenden für das Wehrmachtswunschkonzert ein besonderes Kapitel widmen und ein besonderes Denkmal setzen müssen.

Das große gute Herz des Volkes schlägt hinter allen Gaben, die unaufgefordert den Weg in das Sammellager oder zum Postscheckkonto gefunden haben. Es schlägt aber am vernehmlichsten hinter jenen Spenden, die in folgende vier Gruppen einzuordnen sind:

Die erste Gruppe stellt der „Große Unbekannte", dessen Anschrift nicht einmal dem Wunschkonzert bekanntgeworden ist. Der unbekannte Spender schickt Geld in kleinen und großen Beträgen.

Er meldet sich als achtzigjährige Frau, die einen Tausendmarkschein gibt, „weil die Sonne meines Lebens untergeht, und weil es ein schönes Leben war".

Er meldet sich als einsamer Mann in Köpenick, der fünf unehelichen Soldatenkindern je hundert Mark schenkt, „weil er selber das Schicksal solcher Kinder durchgemacht hat".

Und er meldet sich als ungenannter holländischer Offizier mit der knappen soldatischen Meldung:

„Meine Spende: Fünfhundert Gulden — — mein Wunsch: ein hundertprozentiger Sieg für Deutschland!"

Diese erste Gruppe ließe sich durch tausend andere Beispiele erweitern, aber das würde weit über den vorgesehenen Raum hinausgehen.

Wir kommen zur zweiten Gruppe. In ihr sind jene Menschen zusammengefaßt, deren großes Herz in umgekehrtem Verhältnis zur Kleinheit ihres Geldbeutels steht. Sie schreiben:

„Wir haben keine irdischen Güter, kein Bargeld und keine Sachspenden für unsere Soldaten. Aber wir haben gesundes Blut. Wir spenden unser Blut für Verwundete. Vielleicht werden sie mit unserer Hilfe wieder zu lebensfähigen Menschen."

Zur zweiten Gruppe gehören aber auch die vielen Schulkinder, die im Schweiße ihrer kleinen Körper Kartoffeln gebuddelt und Rüben geschleppt und bei Erntearbeiten geholfen haben, damit sie ihren kleinen Verdienst den Soldaten geben konnten.

Auch der kleine siebenjährige Burkhard gehört hierher, der an das Wunschkonzert in ungelenker Kinderschrift einen reizenden Brief schrieb:



Onkel Heinz Goedicke.

Ich höre jedes mal Wunschkonzert (WK) aber immer ist mein Papa noch nicht bei. Ich brauche erst schlafen gehen wenn ihr da aufhört zu spielen weil ich erst um 3 Uhr zur Schule und ich müsste sonst müsste ich ja schon um 1/2 8 Uhr ins Bett, weil ich erst 7 Jahre bin. Wenn ich mein [illegible] von Papa haben, schicke ich dir Eine Mark für die (W) Verwundeten in Lazarett [illegible] ein. Bitte Onkel Heinz tue meinem Papa ansagen er ist in Hohensalza in Polen er ist N.S.K.K. [illegible] und heißt [illegible] Peter [illegible]

Heil Hitler

dein Gerd Burkhard

darf ich mal zu dir im Funkhaus kommen?

Habe den Brief heimlich geschrieben Mama ist im Keller jetzt sortiert Kartoffeln.

Alle jene Spender gehören hierher, hinter deren Gaben ein persönlicher Einsatz, eine körperliche Leistung oder auch ein Gewissenskonflikt stand: die beiden Schüler, die eine Weihnachtstanne aus dem Walde klauten, um sie in einen Bunker zu schicken — — der Werftarbeiter, der sich bereit erklärte, in jeder Woche auf einen Lohn von vier zusätzlichen Überstunden zu verzichten — — der alte Afrikaner, der seine Kriegsrente einer deutschen bedürftigen Mutter auf Lebenszeit zur Verfügung stellte.

Und viele tausend andere.

Für die dritte Gruppe der Gebenden mag ein einzelner Brief erläuternd sein. Er spricht für sich selbst, er hat keinen Kommentar nötig:

„Liebes Wunschkonzert,

ich hörte neulich, daß Du den Namen eines Vaters an der Front aufgerufen hast, dem das 15. Kind geboren worden ist. Ich habe mich freiwillig gemeldet, aber man hat mich nicht genommen. Ich glaube, dieser Vater hat genug für uns getan. Bitte, gib mir die Möglichkeit, an seiner Stelle für unser Vaterland zu kämpfen."

Und in der letzten Gruppe ist das hohe Lied des Hundes zu singen — des Hundes, der in vielen Exemplaren dem Wunschkonzert für die Soldaten zur Verfügung gestellt wurde und dessen Schicksal wir in einzelnen Fällen nachgegangen sind.

Es begann mit der Geschichte einer blauen Bismarckdogge. Dieser Hund war von seinem Herrn, dem Oberleutnant Grüneisen, mit in den Krieg genommen worden.

Die Dogge machte den Vormarsch auf Warschau mit, wich nicht von der Seite des Kompanieführers, nahm an allen Schlachten teil, die den Polen geliefert wurden, und war der Liebling aller Soldaten. Sie marschierte mit ihnen, schlief mit ihnen, hungerte mit ihnen, freute sich mit ihnen über einen gelungenen Verpflegungstag, kämpfte mit ihnen und siegte mit dem Oberleutnant und seiner Kompanie. Es war ein Hund, der manche ehrenvolle Narbe durch den Polenfeldzug trug, der im stärksten Trommelfeuer seinen Herrn mit dem Leibe deckte, der im kurzen Stellungskrieg die Verbindung zwischen dem ersten und dem letzten Mann in der auseinandergezogenen Linie aufrechterhielt, der die Feldpost von der zurückgelegenen Verteilungsstelle holte und der an Feiertagen immer noch wußte, in welchem gottverlassenen Stall eine letzte polnische Gans ihr Leben fristete.

Die letzten Tage vor Warschau begannen. Die Kompanie war mit der Säuberung des Vorgeländes beschäftigt, als sie in ein starkes polnisches Feuer genommen wurde. Der Oberleutnant Grüneisen gab den Befehl zum Angriff. Er selbst stürmte an der Spitze, begleitet von der Dogge, deren weiße Blesse auf der Brust weithin leuchtete. In einer Maschinengewehrgarbe stürzte der Oberleutnant. Sein Hund blieb stehen – seine Soldaten zögerten. Der Oberleutnant aber rief: „Vorwärts – drauf!"

Die Kompanie stürmte weiter, die Dogge leckte ihrem sterbenden Herrn noch das Blut von der Stirn, dann raste auch sie mit wütenden Sätzen und mit markerschütterndem Geheul den Soldaten nach. Sie setzte sich an die Spitze der Stürmenden, nahm die Stelle des



unser Wiener Zeitung bekommt heute einen neuen Sinn, wenn er unseren Lesern Erhebung und Entspannung bringen darf

[illegible]



ich freue mich, daß ich
auch dabei war.

Mathias Wieman.

gefallenen Herrn ein. Die Stellung des Feindes wurde überrannt.

Aber die blaue Bismarckdogge gab sich nicht damit zufrieden. Sie raste weiter, tief in die Linien des Feindes hinein; in der einbrechenden Dunkelheit verklang das Gebell des Tieres.

Am nächsten Morgen begrub die Kompanie den toten Oberleutnant, dann suchten die Soldaten tagelang den Hund. Er kam nicht wieder – die Soldaten mußten weiter.

Als der Polen-Feldzug beendet war, wurde die Kompanie nach dem Westen befördert. Dort hatten die Soldaten Zeit, sich von ihren Strapazen auszuruhen. Dort konnten sie auch wieder teilhaben an der Liebe, die die Heimat ihnen entgegenbrachte. Dort hörten sie auch die Wunschkonzerte für die Wehrmacht. – Es wäre alles gut gewesen, wenn nicht die Erinnerung an den toten Oberleutnant und die Frage nach dem Schicksal des treuen Hundes unablässig offen geblieben wäre.

Und eines Tages erfuhr das Wunschkonzert die Geschichte des Hundes, die gleichzeitig die Geschichte des toten Oberleutnants und der verwaisten Kompanie war. Das Wunschkonzert konnte diese Geschichte nicht für sich behalten. Es erzählte sie allen Hörern und ganz besonders den Soldaten im Osten. Und es fügte hinzu: die blaue Bismarckdogge mit der weißen Blesse auf der Brust hört auf den Namen „Loni".

Das Unfaßliche geschah.

Eine halbe Stunde später kam ein Ferngespräch aus Lodsch. Die halbverhungerte und aus vielen Wunden

blutende Dogge war nach Tagen einem anderen Truppenteil zugelaufen. Genau in der Gegend, in der Oberleutnant Grüneisen seinen Tod und sein Heldengrab gefunden hat. Die Soldaten hatten Loni gepflegt und herausgefüttert.

Nun gaben die Soldaten den Hund seiner alten Kompanie im Westen zurück. Dort frißt er wieder aus seinem alten Napf, den die Soldaten mit den Überresten ihrer eigenen Ration füllen. Dort schläft er wieder zusammen mit den alten Kameraden, freut sich mit ihnen und wird mit ihnen kämpfen, wenn es sein muß. Und dort spitzt er die Ohren und schaut nachdenklich in die Runde, wenn von seinem tapferen toten Herrn die Rede ist[1].

Das ist die Geschichte einer Dogge, die in vielen Soldatengemeinschaften die Sehnsucht wachrief, ebenfalls einen solchen Hund zu besitzen. Und dieses ist der Eindruck, den unsere Geschichte auf die Hörer in der Heimat machte: es wurden in zwei Wunschkonzerten viele Hunderte von Hunden aller Rassen gemeldet. Wer keinen Hund spenden konnte, der gab die Hundeleine, den Maulkorb, den Hundekuchen oder die Transportkosten für den Hund vom Absender bis zum Bestimmungsort.

Man muß um die große Liebe wissen, mit der unser Volk am Tier hängt. Erst dann wird man die Größe des Opfers verstehen, die in den meisten Fällen nicht nur ein Sachopfer war.

---

[1] *In dem Wunschkonzert, in dem die Dogge gesucht wurde, konnte diese Geschichte nicht vollständig erzählt werden, auch wurden mehrere Doggen gemeldet, und es stellte sich erst am andern Tage heraus, daß die gesuchte Dogge in Lodsch war.*

Eine Frau kam weinend ins Haus des Rundfunks:

„Mein Mann hat hier einen Hund abgegeben – das kann doch nicht sein, das darf doch nicht sein. Dieser Hund hat unserem einzigen Jungen vor zwei Jahren das Leben gerettet. Er ist ihm ins Wasser nachgesprungen, als der Junge am Ertrinken war. Er hat ihn am Kragen gefaßt und ihn ans Ufer getragen . . ."

Aber der Mann, dem wir den Hund dann wieder zur Verfügung stellen wollten, sagte nur:

„Ich könnte selbst heulen, aber ich weiß: solche Hunde können unsere Soldaten gebrauchen!"

Und eine Frau vom Lande schrieb:

„Ich schicke Euch meinen Schäferhund. Er ist das einzige Geschöpf auf Erden, an dem ich hänge, weil meine Ehe kinderlos geblieben ist und weil mein Mann gestorben ist. Mein Mann hatte sein Augenlicht verloren, und Ajax – so heißt der Hund – führte ihn die letzten Tage sorgsam durchs Leben. Er ist die einzigste Erinnerung an meinen lieben Gatten, aber da er als Blindenhund ausgebildet ist, glaube ich, daß es manchen gibt, der ihn nötiger hat als ich". –

Auch diesen Berichten ließen sich viele, viele weitere anfügen. Es sind lebendige Zeugnisse der tätigen und aufopfernden Liebe des Volkes. Sie würden vielen empfindsamen Gemütern die Tränen der Rührung in die Augen treiben, aber das kann nicht der Sinn dieses Buches sein.

Wir schließen deshalb das Kapitel mit dem militärischen Appell des Feldwebels einer Bunkergemeinschaft. Er ließ seine Leute zusammentrommeln:

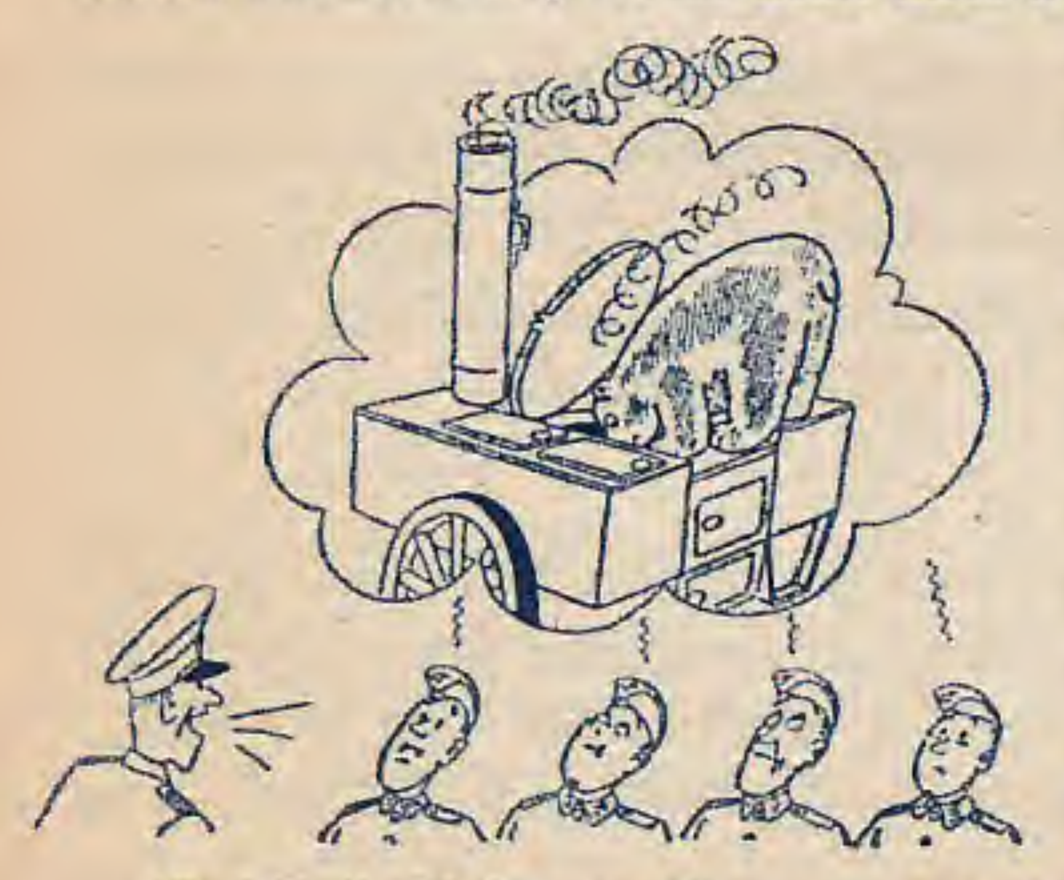
„Haben das große Vergnügen, ebenfalls mit einem Exemplar aus Wunschkonzert-Tierspende bedacht zu werden. Ist kein Hund, ist ein sojenannter Waschbär, namens Emil. – Ein Waschbär ist, wie schon Name sagt, eine Kreatur aus der Familie der Bären. Die Eijenschaften eines Bären aber dürften sich allmählich rumjesprochen haben, verstanden?"

„Woll!" donnerte die Bunkergemeinschaft.

„Ein Bär hat bekanntlich, wie schon Name sagt, vor allen Dingen einen Bärenhunger, verstanden?"

„Woll!" donnerte die Bunkergemeinschaft.

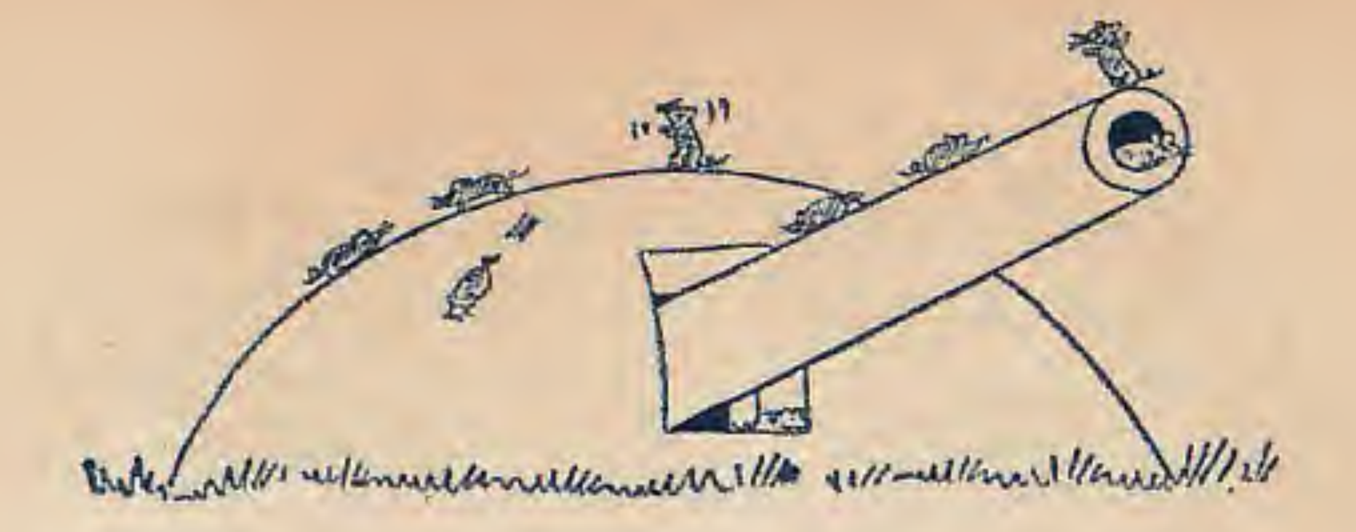
„Sobald also der Waschbär Emil bei uns eintrifft, gilt folgender dienstlicher Befehl: Jedermann hat von seinem eigenen sojenannten Bärenhunger in Zukunft so viel nachzulassen, daß für Emil eine anständije Portion dabei rauskommt, wenn man alles zusammen in einen Eimer schüttet, verstanden?"



„Woll!" donnerte die Bunkergemeinschaft.

„Dann alles wegjetreten – und von jetzt ab schon kleinen eisernen Vorrat für Emil anlegen!"

(Daß Emil sich im wesentlichen von drei rohen Rüben täglich ernährt, wußte der gute Mann damals noch nicht.)



Gebrüder Elvers
Dresden A 16
Lipsiusstr.14

Dresden, den 11.1.1940.

Lieber Rundfunk !

Wir haben von den zahlreichen Tierspenden zum Wehrmachtswunschkonzert gehört und möchten nun auch unseren Teil zur Versorgung der Front mit Tieren beitragen. Wir haben zwar weder Hunde, noch Bären, sondern wir besitzen ganz gegen unseren Willen eine sehr umfangreiche Mäusezucht. Sie haben sich nämlich in einem viertel Jahr von zwei auf 52 vermehrt. Eine tolle Leistung, was ?? Zur Milderung Deines jetzt bestimmt eingetretenen Erschreckens können wir Dir jedoch berichten, dass es nicht gewöhnliche Wald- und Wiesenmäuse sind, sondern dass es sich um besonders hochwertige Pelzmäuse von schwarzer und weisser Farbe handelt.

Der Vorzug dieser ganz reizenden Tiere gegenüber dem Bären ist, dass sie nur den hundertsten Teil seines Platzes einnehmen, das prächtige Fell jedoch mit ihm gemeinsam haben. Sie gehören sozusagen zur Familie der "Kleinbunkertiere". Ein weiterer Vorzug dieser Tiere ist, dass Du nur ein Pärchen für eine Division zu rechnen brauchst, denn bei ihrer Vermehrung ist innerhalb kurzer Zeit der ganze Bunkerabschnitt der Division mit diesen allerliebsten, unterhaltenden Lebewesen versorgt.

35 schwarze und weisse Mäuse gemischt harren Deines Gestellungsbefehles.

In diesem Sinne

Heil Hitler !

Horst Elvers Dieter Elvers



Gefreiter „Barnabas“ und Schütze „Paganini“ spielen im Bunker

Nachdem wir den Soldaten die ersten Wunschkonzerte vorgemacht hatten, sagten sie sich: so, jetzt wollen wir es auch mal versuchen!

Und sie gingen fröhlich ans Werk, denn inzwischen waren aus der Heimat viele Musikinstrumente eingetroffen. Sogar jener Soldat in den Helgoländer Festungswerken wurde bedacht, dessen Quetschkommode nur noch auf ein paar wenigen Tönen pfiff, weil sie bereits den Weltkrieg mitgemacht hatte. Die Instrumentenfabrik, die seine Ziehharmonika vor 25 Jahren baute, hörte eine Übertragung aus einem Bunker auf Helgoland, erinnerte sich des treuen Kunden und schenkte ihm eine funkelnagelneue.

Es ging also los, und es wurde eine bleibende Einrichtung — — an der Front, in der Etappe, in den Kasernen, im Fliegerhorst und im Mannschaftslogis der Schiffe. Überall fanden sich unter den Soldaten

welche, die die Serenade von Toselli auf dem Kamm blasen konnten, die mit einer Maultrommel ein ganzes Orchesterkonzert veranstalteten, oder die das große Solo aus dem Trompeter von Säckingen auf dem Kasten hatten.

Die Attraktion einer Bunkergemeinschaft am Westwall erspielte sich auf seinem Akkordeon sehr bald den ehrenvollen Künstlernamen „Barnabas". Die Zuhörer seines Wunschkonzertes saßen im Kreise und warfen ihm die Stichworte zu. Sie sagten „La Plata", und Barnabas spielte aus dem Hut einen südamerikanischen Bola, – sie sagten „Granada", und Barnabas zauberte ihnen einen andalusischen Fandango vor, – und sie sagten „Meseritz", und Barnabas reagierte prompt mit dem unvergänglichen Lied vom Sanitätsgefreiten Neumann.

Es wurde in diesen Wunschkonzerten der Soldaten aber auch gedichtet. Und im Schweiße des Angesichtes entstanden jene inzwischen in die Volksliteratur eingegangenen Verse:

Von den Bäumen fall'n die Blätter – –
Donnerwetter!

Eine andere Soldatengemeinschaft ließ der Ruhm dieser Dichter nicht schlafen. Sie bestieg ebenfalls den Pegasus und führte das Kunstwerk von den fallenden Blättern einer lichtvolleren Zukunft entgegen:

Und im Frühling sind sie wieder dran – –
Sieh mal an!

Daraus mußten natürlich weitere Folgerungen gezogen werden – eine Aufgabe, die sich ein Zug Schwerer MG.-Schützen vorknöpfte:

Und dann blei'm sie auch 'ne Weile oben — —
Kannste glooben!

Worauf am entgegengesetzten Ende Deutschlands gleichfalls ein Dichter aufstand und mit abgeklärter Stimme den Kreislauf der Jahreszeiten also beschloß:

Und im Herbst, da wer'n se wieder lose — —
Dolle Chose!

Fortsetzung
der „Blätter-Sinfonie

Im Spätherbst aber sind sie tot —
Sakerlot!

Der Sturmwind jagt sie durch die Lande —
Affenschande!

Die Blätter, die bis England fliegen
Müssen lügen!

Im Winter sind sie starr und stumm
Rings herum!

Die Amsel wendet sie einzeln herum —
Gar nicht dumm!

Immer werden die Blätter gestört —
Unerhört!

Und so geht dies Jahr um Jahr —
Schauderbar!

August Müller
Feldberg i. M.
Strelitzerstr. 3

Eine Zeichnung, die von der Front kam

Tönende Spenden

Abs
Gefreiter
Diether Hommel
14713

an

herrn - -

Berlin
Wehrmacht-Wunschkonzert

DANZIG IST DEUTSCH
6
Deutsches Reich

Soldatengruß aus dem Osten

14. IX.
Gotenhafen
DANZIG
Gefr. Diether Hommel
28. IX.
Modlin
in einem [illegible] Regiment
grüsst
die Heimat mit dem Wendelsteinlied
grüsst
Bad Aibling
Wendelstein

Damit neben dem ungeteilten Vergnügen, das diese eigenen Wunschkonzerte hervorriefen, auch das ungeteilte Opfer seinen Platz fand, griffen die Kameraden an der Front tief in ihren Beutel und spendeten ihren Wehrsold den bedürftigen Müttern in der Heimat. Es waren oftmals Sammelbeträge, die weit in die Tausende gingen.

Oder sie fanden andere Möglichkeiten. Sie reizten den Küchenbullen so lange, bis er mit jener schönen und duftenden Trophäe herausrückte, die sie bei der Aushebung eines französischen Unterstandes eroberten: einem dreipfündigen Rollschinken. Den legten sie mitten auf den Tisch, in Riechweite jedes einzelnen. Und dann ging eine amerikanische Versteigerung los, die die schöne Summe von 238 Mark erbrachte. Natürlich wurde der endgültige Besitzer des Rollschinkens wiederum so lange ein „Laumann" und ein „egoistisches Kamuffel" genannt, bis er den Schinken wieder zur Verfügung stellte. Dann ging das muntere Spiel von vorne los – bis der Schinken mitsamt dem Geld seine Reise nach Berlin in das Haus des Rundfunks antreten konnte. –

Die beste Geschichte aber leistete sich ein Spähtrupp im Westen. Es war ihm im Schutze der Dunkelheit gelungen, in den Rücken der Franzosen zu kommen. Er erkundete die Anlage der vordersten Stellung des Feindes und wollte nach der Erledigung seiner Aufgabe wieder zurück. Die drei Männer schlichen an einem französischen Dorf entlang, das aus einigen weit auseinander liegenden Gehöften bestand. Aus dem letzten Gehöft scholl ihnen ein schrilles Grunzen entgegen. Sie folgten diesen Tönen, die Musik für ihre Ohren waren, und



stießen auf neun Schweine, die in ihrem Stall offensichtlich nach ihrem Abendbrot schrien, das ihnen die Poilus scheinbar für diese Stunde zugesagt hatten. Unsere drei Spähtruppmänner trieben eine lange Leine auf, hängten jeweils das rechte Vorderbein eines Schweines in die Schlinge – und dann ging es im Gänsemarsch unter Führung des Vordermannes und unter Sicherung der beiden Hintermänner in langausgestreckter Linie mit der zuweilen quietschenden Beute zurück.

Als sich der Spähtrupp mit den Schweinen den vordersten französischen Gräben näherte, witterten die Viecher offenbar den Geruch einer dampfenden Gulaschkanone. Sie stimmten ein Geschrei an, das die Stille scheußlich zerriß. Bei den Poilus schien es lebendig zu werden, und unser Schweinespähtrupp mußte einen neuen großen Bogen schlagen, um die Tiere aus der Witterung herauszukriegen.

Der Morgen graute bereits, als sich die drei Soldaten endlich aus der feindlichen Linie herausgewunden hatten. Hier begann das französische Vorfeld, das durch Flatterminen gesichert war. Und ausgerechnet hier fiel es dem letzten Schwein ein, aus der Schlinge herauszuhuppen und sich selbständig zu machen. Es türmte kreuz und quer durch das Minenfeld, beobachtet von



den erschrockenen Soldaten, die sich niedergeduckt hatten und in jedem Augenblick die Himmelfahrt der verrückten Sau erwarteten.

Aber nichts dergleichen geschah, und der Vordermann meinte:

„Wenn die Sau ein solches Schwein hat, können wir es ja wohl auch mal versuchen!"

Der Spähtrupp schlich also vorsichtig durch das gefährliche Gelände, brachte die bereits mürrisch gewordenen Schinkenträger glücklich hinüber und sah noch, wie der Ausreißer drüben in den deutschen Linien von den Kameraden mit offenen Armen empfangen wurde.

Der Spähtrupp meldete den doppelten Erfolg seines Ausfluges, und der Hauptmann meinte nur: „So 'ne Schweinerei!"

Die neun Schweine aber wurden von den Soldaten über das Wunschkonzert der Heimat zur Verfügung gestellt. –

Ja, es ist eine große Harmonie der Herzen und der Sinne hüben und drüben. Es ist ein großer gemeinsamer Gleichklang zwischen Heimat und Front. Die Wirkung ist hier und dort dieselbe – einerlei, ob im Wunschkonzert des Rundfunks Enrico Mainardi sein Cello

singen läßt, oder ob im Wunschkonzert des Bunkers für den gleichen Zweck ein unbekannter Schütze auf dem Kamm bläst.

Die schönsten Worte für diese gegenseitige Wechselwirkung hat der Soldat Erich Wehmeier gefunden, der folgendes schrieb:



„Immer, wenn ich in meiner Hängematte liege, bin ich Olympier. Ich rage über alle hinaus. Mein Platz ist entschieden der höchste. Ich wage nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, die Bunkerdecke könnte eine Beule bekommen. Sonntagsstimmung.

Wenn ich meinen Blick sehr seitwärts bewege, erfreut er sich an dem Schild, das wir kunstgerecht mit großen Buchstaben gemalt haben: ‚Glücklich ist, wer nie verlor im Ernst des Lebens den Humor!' Daneben ist die Schießscharte. Ich kann durch sie hindurchäugeln und sehe einen kleinen Tannenbaum, dahinter Drahtverhau und etwas weiter einen weißen Streifen gestaffelter kleiner Pyramiden: Tankfallen.

Unter mir höre ich die Stimme von Paganini (wir nennen ihn so, unseren Bunkergeiger) – er unterhält

sich mit Beethoven, Schubert und anderen bedeutenden Musikern. Jetzt müßten wir Radio haben, denke ich. Teufel! Hoffentlich bringt der Börger so einen Apparat mit. Er kommt doch heute nicht umsonst vom Urlaub zurück.

Es ist Nachmittag geworden. Börger ist wieder unter uns. Er erzählt viel, von Bliemchenkaffee und Mädchen mit Leuchtplaketten, von Federbetten und Kino, von all denen zu Hause, die so nett für uns sorgen und uns das Leben hier erleichtern. Als Krönung seines interessanten Plauderns aber packt er ein Koffer-Rundfunkgerät aus. Wir brauchen nur auf einen Knopf zu drükken und hören Musik. –

Es ist Wunschkonzert. ‚Ein kräftiger Junge wurde geboren . . .' Zahlen, Pfundangaben, Namen. Wir sitzen auf unseren Betten und Schemeln und hören zu. Unser Unteroffizier Meier hat sich nahe zu dem Apparat gebeugt. Sein Mund steht ein klein wenig offen. Auf seiner Stirn ist eine kleine blaue Ader zu sehen. Ich erinnere mich, daß er vor ein paar Tagen um zwei Kästen Bier gewettet hat, daß es ein Junge würde.

Namen . . . O ja, es werden in dieser Zeit allerlei Jungen geboren. Musik. Der Unteroffizier Meier lehnt sich zurück. Er kann sich von seiner Spannung bei dem hellen Lied einer bekannten Sängerin erholen. Sie singt vom Frühling, von Blumen und Küssen und dergleichen. Viele sind still und lächeln und erinnern sich. –

Worte. Glückwünsche. Ziffern. Namen. Dann spielt eine Bratsche – so dunkel und träumend. Paganini nimmt seine Geige und spielt ganz leise mit. Dabei sind seine Augen von merkwürdigem Glanz, als ob sie durch

die dicken Bunkerwände hindurchsehen, irgendwo hin, in ein Vergangenes – Woran mag er jetzt denken?

Es ist Abend geworden. Es schneit. Alles ist weiß ringsum. Die Sterne stehen klar und leuchtend am schwarzblauen Himmel.

Einer kurbelt am Entlüftungsapparat. Dann aber ist wieder Musik zu hören. Rasender Rhythmus, Kastagnetten, Melodienwirbel. Es zuckt in den Gliedern. Wir tanzen im Bunker herum.

Wieder Namen, Kindergeschrei. Ach ja, unser Unteroffizier! Er hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben. ‚Drillinge . . .' Aber dann folgt ein anderer Name. ‚Ein kräftiger Junge . . .' Aha! – Aber nein! Es kommt wieder Musik. Vielleicht nachher.

Ein Marsch, wuchtig und voll Leidenschaft. Wir rükken enger zusammen. Kameraden. Man fühlt das tiefe Verbundensein. Du, Karl, Heinz, Gisbert . . . wir gehören zusammen!

Man kann so gut nachdenken bei Musik. Wir sind ja nicht nur hier, hier im Bunker, wir sind da und dort, überall, wo die Gedanken hinfliegen. Gerade wenn man von all den Dingen, die uns das Leben wert machen, am entferntesten ist, fühlt man sich ihnen am nächsten. Und die verschiedene Musik hilft dazu mit. Jeder kann sich ein Stück aussuchen, der eine kann an das, der andere an jenes denken. Weit und bunt ist die Welt!

Das Leben ist bunt! Ich glaube, ich muß neu einschenken – der ‚57prozentige' ist nicht ohne! Teufel, wir können nicht immer ‚fein' sprechen – wir müssen mal auf den Tisch hauen und lachen, als ob uns alles nichts anginge. Das können wir uns erlauben. Wir ha-

ben oft genug gezeigt und möchten es noch mehr zeigen, daß wir alles hingeben können für das, was wir nur selten aussprechen, weil es uns das Heiligste, das Erhabenste ist. Ich will nicht mit großen Worten auftrumpfen. Ich denke, die Hauptsache ist, daß wir in dem Moment, da es drauf ankommt, zeigen können, welcher Geist uns beseelt, wieweit wir Kerls sind.

Es ist noch gar nicht so lange her — wir hatten keine Ahnung, daß wir bald so etwas wie ‚Wunschkonzert' hören würden — aber wir hatten ein tiefes Verlangen danach, wir sehnten uns wieder nach Musik und wollten erinnert werden an viele schöne Stunden, die wir früher verlebt hatten.

Es kam damals sozusagen unser erstes Wunschkonzert zustande, das nicht durch den Äther kam, sondern wir haben es selbst gemacht, es kam teils leidlich, teils rauh und nach der Meinung Paganinis sehr unedel aus unseren Kehlen — aber mit Herz. Wir hatten uns einen Stollen gebaut, Tag für Tag Bäume gefällt, zersägt, fachmännisch aufgebaut und bald ein ganz wohnliches Gehäuse fabriziert mit Veranda, Lehmofen und anderem Komfort.

Wir saßen auf unserer Stollenterrasse, ein Baumstumpf war eine gar nicht so üble Sitzgelegenheit, einige schrieben und drückten sich näher an die flackernden Kerzen, andere droschen einen Skat auf die derbe Tischplatte, und andere schnippelten Kartoffeln in die Bratpfanne.

Der Abend war damals sehr mild. Durch die hohen Bäume schimmerte der Mond, gelb und gütig und als wollte er Märchen erzählen. Ab und zu wanderte das weiße Licht einer Taschenlampe durch den Wald: ein Posten, der zu seiner Stellung ging. Und unten im Tal rauschte die Quelle.

Ich sah, wie sich Paganini von seinem Platz erhob, in den Stollen ging und bald mit seiner Geige herauskam. Er lehnte sich an einen breiten Baum, und plötzlich sang sein Instrument eine leise, zärtliche Weise. Selbst die Witze darüber ließen langsam nach, man fand nicht mehr, daß es unmännlich wäre zu träumen. Der Tisch wackelte nicht mehr unter den Kontrahieben, – das einzige Solo, das noch anerkannt wurde, war das der Geige. Wir lehnten uns leicht zurück, hörten zu und summten mit und waren glücklich. Paganini spielte die Träumerei von Schumann und das Adagio von Beethoven.

Heini, der neben mir saß, war von Beruf Schlosser. Ich habe seine Muskeln gesehen und wie er ein Stück Eisen mit gewaltigen Schlägen in die Form bringt, die er wünscht – er hat ein rauhes Gesicht und dicke, borstige Haare, er hat immer zwischen Feuern und Schmiedehämmern gestanden und wenig Freude in der Jugend gekannt. Jetzt saß er da und lächelte still vor sich hin – ich habe nie solch wunderbaren Ausdruck von seinen Lippen gelesen. –

Der Mond war verschwunden. Wind kam auf und pfiff durch die Baumkronen. Von den Höhen schoß die Flak, wir sahen deutlich die Leuchtspur ihrer Geschosse; weiße, kurzgestrichelte Dreiecke standen in der Nacht und konzentrierten ihre Spitzen dort oben am Firmament auf einen feindlichen Flieger . . .

Und nun waren wir schon seit einigen Wochen im Bunker. Nun haben wir unser Radio, und wir haben unser Wunschkonzert.

Eben geht es zu Ende. Noch einige Geburtenansagen. Unser Unteroffizier Meier drückt sich wieder an den

Apparat heran. Mein Gott, es ist nicht leicht, eine Frau in ihrer schweren Stunde dort in der Heimat zu wissen.

‚Ein kräftiges Mädel ... Herzlichen Glückwunsch!'

Ein Jubelschrei. Ja, tatsächlich, er ist es, unser Unteroffizier Meier. Es ist kein Junge. Er hat seine Wette verloren – immerhin zwei Kästen Bier. Aber ist das nichts – ein Mädchen? Meier hat einen roten Kopf vor Freude ...

Hört mal, ihr dort hinten, wir sind gar nicht so weit entfernt von euch – und heute beim Wunschkonzert waren wir alle bei euch!

So oder so ist das Leben. Heute war es so, morgen wird es ein anderes ‚So' sein. Und wir wollen das Leben anpacken, daß es immer anständig und richtig und schön ist ..."

Nun, lieber Rundfunk, hör' gut zu:
Auf „Stube 9" im Lazarett,
da trafen wir uns wieder.
Fünf Kameraden von der Front,
vergipst sind unsere Glieder.
Im ganzen Haus schon wohlbekannt,
das „Gipsgeschwader" werden wir genannt.
Dies geben wir Dir kund,
sonst fühlen wir uns „kerngesund".
Wir wünschen Frieden der ganzen Welt,
Spiel uns das Lied:
„Unter dem Sternenzelt" ...

Die Soldaten:

Köppchen, Meise, Koch, Dahlhaus und Gierke.

Die Worte, die Mathias Wieman am Totensonntag an die Frauen und Mütter unserer Gefallenen richtete.

Nicht weinen . . .

Nicht weinen, Mutter – komm, wir gehen
gemeinsam, weil du einsam bist.
Wir gehn zusammen – und wir sehen,
daß alle Häuser fester stehen –
auch wenn dein Sohn nicht bei uns ist.
Nicht weinen, Mutter – tapfer sein!
Dein Sohn, der von dir Abschied nahm
und fortging – und nicht wiederkam,
weiß längst: er ließ dich nicht allein!

Nicht weinen, Frau – hörst du, nicht weinen!
Die Träne macht die Augen blind.
Es ist kein Kreuz aus Holz und Steinen – –
nicht tote Bilder, die für deinen
geliebten Mann errichtet sind.
Es ist lebendig, was bei Nacht
und Tag vor seinem Grabe steht –
nicht wankt und weicht – und nicht vergeht –:
Es ist das Volk, das ihn bewacht!

Nicht weinen – denn sie starben nicht!
Sie stehn für uns! Für sie stehn wir! – –
– – – – – – – – – – – – – – – – – –
Wenn Gott einst ihre Namen spricht,
dann ruft das ganze Deutschland: Hier!

Zu Fuß, per Rad – und quer durch die Blockade

Der Schütze Wilhelm Pottschulte im Osten war schon immer ein guter Langstreckenläufer gewesen. Er hatte den Polenfeldzug mitgemacht und dabei Gelegenheit gehabt, seine besondere Begabung bestens unter Beweis zu stellen. Als der Aufmarsch schließlich vollzogen war und Pottschultes Beine zur Ruhe kamen, gefiel ihm das gar nicht. Er ging zu seinem Hauptmann und sagte:

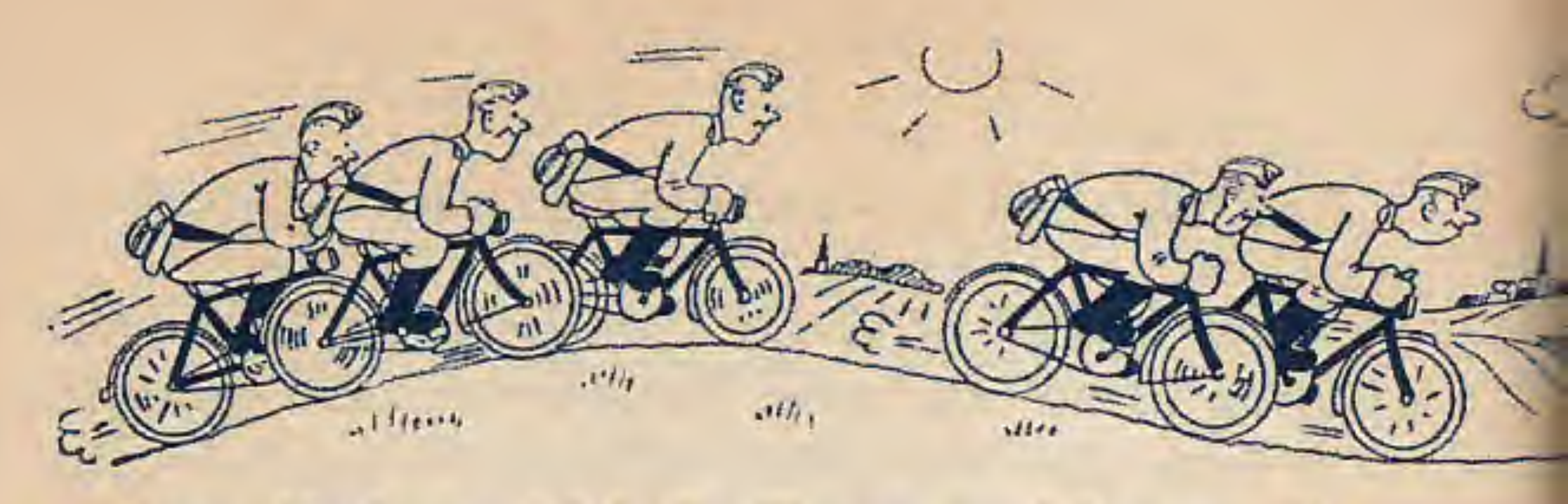
„Es wird zu wenig marschiert – und vielleicht hätten der Herr Hauptmann eine Extrabeschäftigung für meine Beine."

Der Hauptmann ließ sich den Fall durch den Kopf gehen und traf dann die nötigen Vorbereitungen.

Und eines Tages zog der Langstreckenläufer Wilhelm Pottschulte seine gut geschmierten Stiefel an, schnallte sich den Affen über den Buckel, hängte sich ans Koppel eine elf Pfund schwere gefüllte Sammelbüchse – alles von den Kameraden gesammelt –, nahm Knarre und Stahlhelm und marschierte los. Er ging auf den längsten Gepäckmarsch, den jemals ein Soldat unternommen hatte: Hin und zurück 300 km.

Er marschierte jeden Tag 60 km, protzte abends ab und lief noch mit der Sammelbüchse durch das Dorf oder durch die kleine Stadt, in der er gerade die Nacht zu verbringen hatte.

Und frühmorgens marschierte er weiter, riß einen Kilometer nach dem anderen herunter und strafte alle Kraftwagen mit Verachtung, die ihn mitnehmen



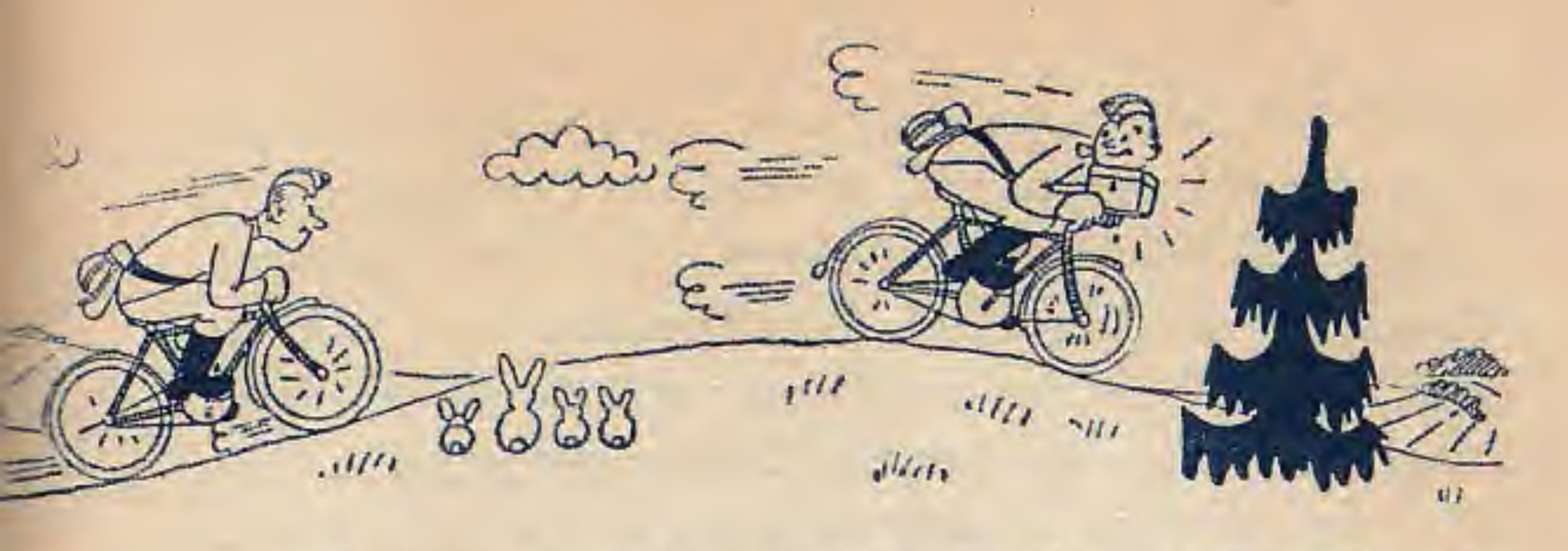
wollten. Nach zweieinhalb Tagen erreichte er die Reichshauptstadt. Er durchquerte sie zu Fuß vom Osten bis zum Westen, marschierte ins Haus des Rundfunks, marschierte in den Sendesaal, marschierte auf die Bühne und knallte vor dem Mikrofon des Wehrmachtswunschkonzertes die Hacken zusammen:

„Melde meinem Hauptmann, erste Hälfte des Unternehmens durchgeführt, Sammelbüchse und Kompaniespende abgeliefert!"

Es waren nicht weniger als 1311,95 Mark.

Und der Langstreckenläufer Wilhelm Pottschulte nahm den tosenden Beifall der Gäste im Sendesaal gelassen entgegen, begab sich heiter und ohne Zögern an die zweite Hälfte seines Unternehmens: auf den Rückmarsch nach Osten und zu seinem Truppenteil — und war zufrieden, sein Gepäck um elf Pfund erleichtert zu wissen.

Sieben Mitglieder eines Unteroffizierkorps peilten das Wunschkonzert von Westen her an. Sie stellten fest, daß weder der Poilu noch der Tommy sich getrauten, ihre Wäsche an der Siegfriedlinie aufzuhängen. Darauf nahmen die sieben die wohlgefüllte Unteroffizierskasse, bestiegen ihre Fahrräder, die sie mit den nötigen Ersatzreifen versorgt hatten, und begaben sich



auf die 1200-km-Fahrt, bei der Berlin und das Wunschkonzert als Wendemarke ausersehen waren. Es wurde eine Affenfahrt durch die Eifelkurven. Sie mußten über lange Strecken die Räder vor sich herschieben, um von einer neu erkämpften Höhe aus in ein noch tieferes Tal hinabbrausen zu können.

Endlich erreichten sie die westdeutsche Ebene und konnten den sportlichen Teil des Unternehmens organisieren. Sie hatten ja nicht umsonst in friedlichen Zeiten die Wertungsergebnisse der großen Cracks der Landstraße verfolgt. Sie wußten, wer ein Umbenhauer und ein Schild war. Sie wußten auch, daß der Spitzenfahrer durch ein gelbes Trikot ausgezeichnet wird.

Nun, auf diesem Langstreckenrennen wurde das gelbe Trikot durch die Unteroffizierskasse ersetzt. Der Punktsieger des Tages schnallte sie sich jeweils auf die Lenkstange, und auf der nächsten Tagesetappe bemühte sich das Feld der Verfolger, dem Spitzenreiter die Kasse wieder abzujagen. Natürlich kamen Reifenpannen und Raddefekte vor. In solchen Fällen wurde das Feld neutralisiert, und alle bemühten sich kameradschaftlich, den Schaden zu beheben.

So jagten sie sich oder ließen sich jagen – drei Tage lang. Dann hatten sie die ersten 600 km geschafft, stellten ihre Fahrräder für drei Stunden im Hof des

Rundfunkhauses unter, kamen in den Sendesaal, meldeten die Sammelspende, teilten den Kameraden im Westen die glücklich abgefahrene Halbzeit mit, verschnauften sich als Gäste des Wunschkonzertes und bestiegen nach Schluß der Veranstaltung wieder ihre Fahrräder, um den langen Rückweg zwischen die Beine zu nehmen. Auch diesmal spielte die Kasse wieder die Rolle der Tagestrophäe. Sie war merklich leichter geworden; nur die vom Rundfunk ausgestellte Einnahmequittung lag darin . . .

Ja, die Bühne des Wehrmachtswunschkonzertes hat viele seltene Gäste gesehen.

Wir entdeckten auf der Galerie des Sendesaales eine besonders merkwürdige Gesellschaft. Es waren alles blaue Jungens, deren Zusammengehörigkeitsgefühl sich auch akustisch äußerte. Sie hatten eine eigene Art, ihren Beifall zu produzieren – sie zwangen die klatschenden Hände des Publikums in einen taktmäßigen Rhythmus, der mit einem schrillen Bootsmannspfiff und mit einem einsamen, aber gewaltigen Nachklatscher endete.

Der Beifall machte Stimmung im Sendesaal. Das Pfeifen machte uns nervös.

Die Hörer hielten diese Pfeifgeräusche für eine Störung. Sie riefen an und verlangten Abhilfe. Andere wunderten sich über unsere Gäste und ermunterten uns, alle Kerle, die pfeifen, aus dem Sendesaal zu werfen.

Daraufhin holten wir einige dieser Jungs ans Mikrofon und zogen ihnen die Würmer aus der Nase. Sie erzählten uns und allen Hörern, daß diese Klatschmethode unter der Bezeichnung „Kutterläufer“ in die Kultur-

geschichte der Wasserratten eingegangen ist. Entstanden beim Anheißen eines Kutters auf Segelschiffen. Ein Kutter wird aus dem Wasser hochgezogen, – alle Mann ziehen an den Seilen. Das immer schneller werdende Trappeln der Füße auf Deck wird durch das immer schneller werdende Klatschen versinnbildlicht. War dann der Kutter oben, hörte das Trappeln auf ein Kommando auf. Der Kutter wird festgemacht, ein Pfiff bedeutet „Los", und darauf klatschen die Seile in das Wasser zurück. Dieses Aufklatschen auf das Wasser wird durch das Schlußklatschen nach dem Pfiff dargestellt.

Aber nicht nur diese fachmännische Kunst wurde von unseren blauen Jungs im Sendesaal meisterhaft beherrscht. Sie betätigten sich an Ort und Stelle vor dem Mikrofon als Mädchen für alles. Sie erfüllten gleichzeitig die vielen Wünsche ihrer Kameraden da draußen auf See. Sie demonstrierten das vielgewünschte Signal des „Seite pfeifen" – sie morsten an alle Matrosenangehörigen in der Heimat den Funkspruch „Ich liebe dich" – und schließlich ließen sie aus frischen Kehlen zum Klang des Schifferklaviers ein paar waschechte Shanties los, jene Gesänge, die schon die Schiffsgemeinschaft des alten Störtebeker beim Segelsetzen vom Stapel ließ. –

Hier muß auch der alte Lotse erwähnt werden, der allen seebefahrenen Leuten zwischen Elbe I und Kieler Bucht in fröhlicher Erinnerung ist. Er hatte eine Stimme wie ein Nebelhorn und sang sich in die Ohren und Herzen aller Belegschaften vom Heringsfänger bis zum Ozeanriesen hinein. Der Wunsch der Lotsenbrüderschaft Kiel-Holtenau war begreiflich:

Navigiert diesen ollen Seemann mal vors Mikrofon



und ihr werdet sehen, von Cuxhaven bis nach Kap Horn haben wir Windstärke 9, was den Beifall aller Klabautermänner anbetrifft!

Und der Lotse kam nach Berlin und sang. Er sang aus den „Knurrhahnliedern“ – nicht nur die Antenne, sondern auch jeder Schiffsmast soll gewackelt haben.

Es ist trotz aller Bemühungen nicht immer leicht gewesen, für den Gabentisch der Wunschkonzerte die nötigen Rosinen zum Kuchen zu kriegen. In einem Falle ist es uns nur in bedingtem Maße gelungen.

Es handelte sich um den Kapitänleutnant Prien und seine tapfere U-Boot-Besatzung. Wir haben uns alle Beine ausgerissen, die Jungs vor das Mikrofon zu bekommen. Es klappte einfach nicht, obgleich wir von Anfang an mit ihnen in engster Fühlung waren.

Sie hatten sich nach ihrer gelungenen Heldentat wieder durch die Sperre von Scapa Flow geschmuggelt, hatten glücklich und froh den Heimatkurs gesetzt und hörten bei ein paar Buddeln Rum das Wunschkonzert der Wehrmacht. Sie konnten nicht wissen, daß ihre große Tat bereits im Vaterland bekanntgeworden

Kapitänleutnant Prien und seine Mannschaft im Berliner „Wintergarten"

Die Abordnung der „Bremen" im Sendesaal



Am Mikrofon des Wehrmachtswunschkonzertes: Commodore Ahrens

A. Ahrens
Kapt. D. Bremen.

war, hatten auch keine Ahnung, daß es die „Royal Oak" und die „Repulse" gewesen sind, denen sie den Garaus gemacht hatten. Sie wußten zur Stunde nur von zwei Schiffen, die ihr Torpedoschütze erfolgreich vor sein Rohr bekommen hatte.

Plötzlich hörten sie aus dem Lautsprecher die ersten Spenden. Die Heimat spendete dem Kapitän und der Besatzung „eines siegreichen U-Bootes" alles, was sich ein Herz nur wünschen konnte. Und die unrasierten Männer, die sich immer noch auf dem schwierigen Rückweg von ihrer erfolgreichen Feindfahrt befanden, sahen sich mit langen Gesichtern an. Kapitänleutnant Prien kratzte sich seinen jungen Bart und brummte:

„Da muß einer ein Ding gedreht haben, das um ein ganzes Tauende besser als das unsrige ist!"

Das Weitere ist bekannt. Sie erreichten ihren Hafen und wurden im Triumphzug nach Berlin geholt. Das Wunschkonzert war hinter ihnen her wie der Teufel hinter der armen Seele. Aber ein offizieller Empfang nach dem anderen schob sich dazwischen. Und erst als die U-Boot-Männer spät abends im Berliner „Wintergarten" saßen, konnte das Wunschkonzert zu seinem letzten drakonischen Mittel greifen. Es schaltete sich ein auf die Lautsprecheranlage des „Wintergarten", unterbrach rücksichtslos das Programm und sagte:

„So, jetzt entwischt ihr uns nicht mehr. Wir wollen euch nur die Gesamtaufstellung der für euch eingetroffenen Spenden und den Glückwunsch aller Soldaten und Kameraden übermitteln. Denn Ordnung muß sein!"

Es waren Sach-, Bargeld- und Freiplatzspenden im Gesamtwert von 50000 Mark.

Auch mit den Männern der „Bremen", die sich quer durch die Blockade in einen neutralen Hafen des Nördlichen Eismeers geschlagen hatte, hielt das Wunschkonzert die Verbindung aufrecht. Es war die einzige Brücke, auf der ihre Gedanken, ihre Sehnsüchte und ihre Grüße spazierengehen konnten – von Murmansk in gerader Verbindung bis in die ferne deutsche Heimat.

Der Weg übers Meer, den sie nachher mit ihrem stolzen Ozeanriesen gingen, war viel schwieriger. Sie haben uns selbst am Mikrofon bestätigt, daß sie „erst geradeaus, dann rechts, dann links, dann um die Ecke und schließlich mit einem Bogen in die große Kurve" mußten, bevor sie das Schiff glücklich nach Deutschland zurückbringen konnten. Und außerdem hatte das „meerbeherrschende" England ja geschworen, ihnen den Durchbruch unmöglich zu machen.

Die Männer der „Bremen" haben über diese Drohung allerdings nur gelacht. Von einer tausendköpfigen Besatzung waren 62 Mann übriggeblieben – und diese zweiundsechzig vom Kommodore bis zum jüngsten Smutje kamen Tag und Nacht nicht aus den Pantinen. Sie standen vor den Kesseln und heizten, was das Zeug halten und was die 105000 Pferdekräfte fressen konnten. Sie fuhren mit ausgeschwungenen Rettungsbooten und mit vorgesicherten Luken. Ein Handgriff hätte im Falle einer unabwendbaren Gefahr genügt, das geliebte stolze Schiff absacken zu lassen. Für die letzte Möglichkeit eines Entrinnens jedoch „standen noch weitere 25000 Pferdekräfte im Stall". Auch sie wären vorgespannt worden, und es hätte eine Fahrt gegeben, bei der die mari-

time Trophäe des Blauen Bandes vor Neid verblaßt wäre.

Aber alle diese vorsorglichen Maßnahmen erwiesen sich als überflüssig. Die „Bremen“ erreichte ungehindert die Heimat, und diesmal war der Großdeutsche Rundfunk auf dem Kien. Er lud den Kommodore Ahrens und seine wackeren Männer frisch vom Hafen weg nach Berlin ein. Dort waren sie Gäste und gleichzeitig Mitwirkende des Wunschkonzertes für die Wehrmacht. Dort erzählte der Kommodore dem ganzen Volk in schlichten Worten davon, daß hinter den 130000 Pferdekräften seines Schiffes noch eine andere, viel größere Kraft stand: die Pflicht. – Dort erzählte der Erste Schiffsingenieur von der letzten Einsatzfähigkeit der Männer und der Maschinen.

Und dort baute sich auch ein unbekannter Matrose der „Bremen“ vor das Mikrofon. Ein Bär, der jedes Vorstellungsvermögen des phantasiebegabtesten Erfinders von Seegeschichten und Seehelden weit übertraf. Ein Mann mit Bug und Breitseiten und Achtersteven, der die schönste Personifizierung eines „Blokkadebrechers“ war. Ein Mann mit Herz und Schnauze, der die Gäste und die Hörer immer wieder zu ausgelassensten Beifallskundgebungen trieb.

Nachdem er seine weitläufige Familie in Finkenwärder und Niendorf, in Chemnitz und in Buxtehude über alle Sender persönlich begrüßt hatte (das hatte er sich ausbedungen), redete er dem alten Cicero ein glattes Loch in den klassischen Bauch. Und schließlich endete er seine ans Zwerchfell gehende freie Rede mit der Feststellung:



„Ich bün'n alten Seemann, und nichts hat mich auf dieser Fahrt von New York nach Murmansk und von Murmansk nach Deutschland erschüttern können. Aber als ich nach langer Zeit endlich wieder zu meiner kleinen tapferen Frau kam, sagte sie: ‚Pappi, das habt ihr großartig gemacht.'

Dann bekam ich einen dicken Kuß, und – – Kinnings, das hat mich zum erstenmal tief erschüttert!"

Die Begrüßung der Besatzung des Lloyddampfers „Bremen“ am 17. Dez. 1939 — Lehrter Bahnhof — durch Heinz Goedecke:

Lieber Kommodore Ahrens,
liebe Besatzung der „Bremen“!
Ihr wart allein im fremden Land. –
Was mit der Heimat euch verband,
war nur ein Radiogerät – –
Ihr habt so oft daran gedreht,
so oft den Rundfunk eingestellt –
bis plötzlich in die fremde Welt
die Stimme eurer Heimat drang –
ein Wort, ein heimatlicher Klang . . .
Dann wußtet ihr, dann fiel euch ein:
wir sind ja doch nicht ganz allein!

Ihr habt, eh ihr zurückgekehrt,
auch oft das Wunschkonzert gehört.
Die Brücke, die geschlagen war,
war auch für dich, du tapfre Schar.
Denn über diese Brücke fand
so mancher Gruß vom Heimatland
auch seinen langen Weg zu dir . . .
Jetzt aber seid ihr selber hier.

Der Rundfunk lädt euch heute ein,
der Gast des Wunschkonzerts zu sein. –
Es freut sich unser Mikrofon,
die Front da draußen freut sich schon –
und gleichfalls ist darauf gespannt
das ganze deutsche Vaterland. –

Noch einmal, liebe Männer von der „Bremen“, unsern herzlichen Gruß im Namen der Millionen Hörer des Großdeutschen Rundfunks. Und gleichzeitig unsern Gruß an alle Besatzungen aller deutschen Schiffe, denen es gelungen ist, ebenfalls ihre Heimathäfen zu erreichen.

In diesem Wunschkonzert hörte die Heimat auch zum erstenmal von der kühnen Fahrt des Lloyddampfers „Erlangen“, dem es gelungen war, den Engländern ein Schnippchen zu schlagen:

Der Dampfer „Erlangen“ des Norddeutschen Lloyd hatte Ende August in dem Hafen von Dunedin auf Neuseeland seine Ladung gelöscht und wollte einen australischen Hafen zur Ergänzung seines Kohlenvorrats anlaufen. Unterwegs erhielt er Nachricht von der drohenden Kriegsgefahr. Daraufhin beschloß Kapitän Grams, sofort die Hauptdampferlinie zu meiden. Es gelang ihm, einen großen Haken zu schlagen und ohne Lichter schließlich eine unbewohnte Insel zu finden. Da er nur noch einen geringen Kohlevorrat an Bord hatte, war es völlig unmöglich, damit einen neutralen Hafen zu erreichen. Mit Hilfe des Segelhandbuches wurde ein günstiger Ankerplatz in einer Bucht dieser Insel ausgemacht. Nachdem durch dauerndes Loten die Wassertiefe festgestellt war, lief das Schiff eines Nachmittags ein. Die Bucht lag so, daß sie von See her nicht einzusehen war. Damit war das Schiff zunächst einmal gesichert. Aber wie nun weiter?

Nach dem Segelhandbuch wurde eine Seekarte angefertigt. Die Besatzung fand außerdem ein Proviantdepot für Schiffbrüchige.

Am nächsten Tage entschloß sich Kapitän Grams, zur Kohleersparnis für den Bordbedarf, für Heizung, Kühlmaschine und Küche, die nötige Holzmenge auf der Insel zu schlagen, zu zerkleinern und an Bord zu bringen. Der Erste Ingenieur stellte bei dieser Gelegenheit fest, daß das Holz einen guten Heizwert hatte und etwa den dritten Teil einer Tonne Kohle wert war. Und so wurde der Entschluß gefaßt, die fehlende Kohle durch Holz zu ersetzen, die Kessel mit Holz zu heizen und so vielleicht einen neutralen Hafen zu erreichen. Um recht viel Holz zu sparen, wurde die Kühlmaschine stillgelegt und der Bordbedarf möglichst verringert.

Trotz der kühlen Witterung durch Nebel und kalte Winde – das Thermometer zeigte meist nur 6 Grad – wurde die Heizung nur abends für zwei Stunden angestellt. Tagelang war die ganze Besatzung damit beschäftigt, Bäume zu fällen, zu zersägen und das Holz zu zerkleinern. Behelfsmäßig wurde eine Winde hergestellt, um das schwere Holz an Bord zu bringen. Der ganze Transport von Land an Bord wurde mit den vier Rettungsbooten ausgeführt.

Der Kapitän mußte bald erkennen, daß auf diese Weise die nötige Holzmenge nur in monatelanger Arbeit an Bord zu schaffen wäre. Das Schiff mußte deshalb näher an Land gebracht werden. Das brachte wiederum die Gefahr mit sich, daß das Schiff auflaufen oder auf Strand geworfen werden konnte, wenn einmal schwere See war, und daß es ohne fremde

Hilfe dann nicht wieder los käme. Trotz dieser Gefahr entschloß sich Kapitän Grams, diesen Weg zu gehen und das Schiff näher an Land zu bringen. Die für das Aufsetzen des Schiffes geplante Stelle wurde gelotet, es wurden Grundproben genommen, Steine nicht festgestellt, sondern nur muschelsandiger Boden. So war es möglich, das Schiff bei Hochwasser in langsamer Fahrt und mit leeren Tanks auf diesen Muschelboden aufzusetzen, wo es dann durch alle Anker genügend gesichert wurde. Aus Reserveschutzblechen für Winden wurden von den Ingenieuren die nötigen Schrotsägen hergestellt, weil nicht genügend Sägen zum Fällen der Bäume an Bord waren. Das Schiff lag etwa 120 m vom Lande entfernt. Um die Beförderung des Holzes mit den Booten zu beschleunigen, wurde zwischen dem Land und dem Schiff eine lange Treidelleine ausgebracht. Das Holz wurde zum Teil auch zu Flößen zusammengebunden und an das Schiff geschafft.

Während die Ingenieure und das technische Personal das Fällen und Sägen des Holzes übernahmen, waren die Offiziere und Matrosen mit dem Transport und dem Verstauen des Holzes beschäftigt. Jeder Mann mußte zugreifen. Auf diese Weise gelang es, unter Abzug der Holzmenge für den eigenen Verbrauch innerhalb eines Monats über 400 Tonnen Holz an Bord zu schaffen. Der Weg nach Südamerika betrug etwa 5000 Seemeilen.

„Wir saßen abendelang auf der Brücke und rechneten, ob wir es nun wohl schaffen würden, mit Sicherheit bis Südamerika zu kommen", so schildert der Kapitän. „Natürlich mußten Strömungen und gute

Winde mit ausgenutzt werden. Der Erste Offizier Löhndorf fertigte aus den Lukenpersenningen und imprägnierten Kleidungsstücken Segel an. Die Ladebäume wurden zu Rahen umgebaut, so daß aus dem Dampfer ‚Erlangen' schließlich ein stolzes Segelschiff geworden war.

Anfang Oktober konnten wir es nun unter Ausnutzung aller Winde wagen, die Fahrt nach Südamerika anzutreten. Wir rechneten etwa mit 20 Tagen Reisezeit. Zunächst mußten wir erst einmal unsere Rettungsboote wieder reparieren, die durch den Holztransport und durch die dauernden Fahrten durch die Brandung doch erheblich gelitten hatten.

Als ich am 7. Oktober abends bekanntgab, daß am nächsten Morgen die Reise losgehen werde, da bemächtigte sich unser aller ein außerordentlich freudiges Gefühl. Gott sei Dank, nun können wir von dieser Insel fort. Und vielleicht doch irgendwie nach Hause oder wenigstens in ein Land, wo wir Landsleute treffen. Am 8. Oktober um 7 Uhr morgens wurden dann die Anker gelichtet und das Schiff vorsichtig mit Maschinenkraft von der Küste losgebracht. Langsam und unter ständigem Loten kamen wir von der Küste fort und erreichten schließlich die See. Wir hatten unserem Schiff eine Tarnbemalung gegeben, alle Pläne und Papiere vernichtet und schließlich alles fertiggemacht, um nötigenfalls das Schiff zu vernichten, wenn sich uns englische Kriegsschiffe nähern sollten."

Es herrschten ungünstige Winde, Windstärke 6 und schwere See, als das Schiff schließlich auf Fahrt war. Zunächst galt es für die tapfere Besatzung, die Segel auszuprobieren, um eine gewisse Sicherheit zu haben,

das Schiff auch unter Segel fahren lassen zu können. Und trotz der ungünstigen Witterungsbedingungen gelang es: das Schiff segelte nach Osten. Die einzige Verbindung der Besatzung mit der Heimat war in all den Wochen der deutsche Rundfunk. Die Sendungen des Deutschen Kurzwellensenders unterrichteten den Kapitän und die Besatzung täglich über die politische Lage und halfen ihm, seine Entschlüsse zu fassen.

Bei Flaute wurde mit Maschinenkraft gefahren, weil Trinkwasser und Proviant ja nur für eine beschränkte Zeit ausreichen konnten.

Während der ganzen Fahrt war das gesamte Personal an Wochen- und Sonntagen 14 Stunden täglich eingesetzt, um die an Bord gebrachten Stämme zu zersägen und zu spalten. Am 11. November um 7 Uhr morgens konnte die chilenische Küste erkannt werden. Was mag wohl in diesem Augenblick in den Herzen der tapferen Besatzung vorgegangen sein! Am 12. November nachmittags lief das Schiff in einen chilenischen Hafen ein.

Als das Schiff im Hafen lag, war für Kapitän und Besatzung eine schwere, gefahrvolle und an Entbehrungen reiche Fahrt beendet.

Schon vom 30. August ab hatte es nur noch Eintopfgerichte gegeben. Proviant und Frischwasser wurden rationiert. Kartoffeln, Frischgemüse und Mehl gab es überhaupt nicht mehr. Als Ersatz wurde Reis zweimal durch die Kaffeemühle gemahlen, damit daraus eine Art Brot gebacken werden konnte. Die einzige Delikatesse während der ganzen Fahrt waren ein paar hundert Flaschen Bier, die sich noch an Bord befunden hatten.

Die „Erlangen" hatte nicht nur die gesamte Kohle und das geschlagene Holz verbraucht, sondern auch den Bodenbelag aus den meisten Räumen und einen großen Teil der Luken- und Bilgendeckel.

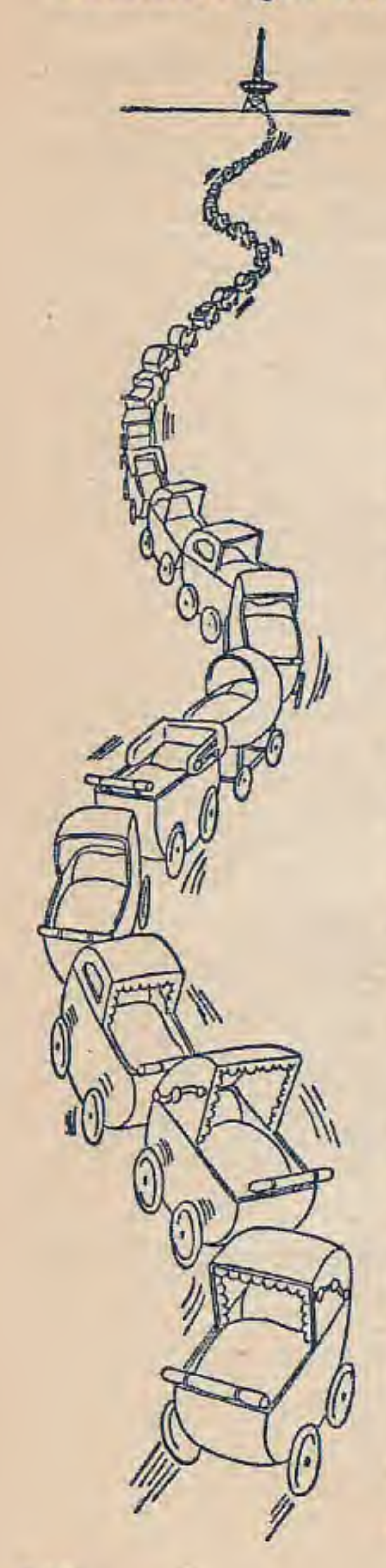
Ein letzter Blick auf die Seekarten und die Kurs-Einzeichnungen ergab, daß das Schiff 1507 Seemeilen gesegelt und 3319 Seemeilen mit immer wechselndem Kurs gedampft war.

Eine Ansage:

Jetzt drehen wir gewaltig auf,
jetzt nimmt das Schicksal seinen Lauf,
jetzt kriegt Ihr hier den letzten Rest,
drum haltet Euch mal alle fest — —
ja, faßt Euch alle kräftig unter,
da wird sogar der Opa munter,
jetzt schunkelt unsre Hörerschar
vom Rheinlied bis zum treuen Husar.

Einmal am Rhein /
Es war einmal ein treuer Husar.

Sammellager Berlin C 2



Alle paar Minuten klappt eine eisenbeschlagene Türe im großen Haus nahe am Alexanderplatz. Der Zubringerwagen hat keine Rast, der das Spendenecho vom letzten Wunschkonzert heranschafft und die Eingänge unermüdlich weiterverteilt. Hier ist ja nicht irgendein Unterkommando, sondern die Wunschkonzert - Spendenzentrale für das ganze Reich. Die meisten Kleinsendungen treffen hier schon feldpostmäßig ein, aber immer kommt ein Übergewicht vor, wenn die Gebefreude zu groß war. Manchmal ist auch eine Obstladung oder ein guter Tropfen aus den Fugen gegangen und muß umgepackt werden.

Der Ton in diesem Märchenlager der guten Wünsche ist prächtig, so daß die jungen Mütter, die etwas verschüchtert erscheinen, unter der Sonne der Kameradschaft ordentlich auftauen.

Der Vorraum hat sich allmählich mit jungen Frauen gefüllt, auch einige Fronturlauber sind

mitgekommen. Wenn man die Front der Gaben abschreitet, liest man hier eine Altfrauenhandschrift, dort einen ausländischen Poststempel, hier den Brief einer Handarbeitslehrerin, die im Namen ihrer Klasse schreibt, und dann wieder ungelenke Kinderbuchstaben. Millionen von Namenlosen, die selbst nicht immer glückgesegnet sind, haben in freiwilligem Verzicht und in zahllosen Freizeitstunden etwas Einmaliges geschaffen. Das Volk hat in diesen Wochen gezeigt, daß es ein Volk von guten Kameraden ist, und mancher Mutter, mancher Kriegerwitwe ist unter dem Dach des großen Sammellagers das erste Aufatmen ins Herz gegangen.

Da sendet der Kursus für Jungmädelführerinnen von einer Obergauführerinnenschule einer jungen Mutter zur Geburt des ersten Kindes Grüße und Glückwünsche und legt eine selbstgehäkelte vollständige Ausstattung dazu: „Wir würden uns sehr freuen, wenn Du uns einmal Nachricht gibst, denn auch wir wollen teilnehmen an dem Wachsen und Gedeihen Deines Kindes."

Drei Mädel vom Säuglingspflegekursus des Westfälischen Reichsmütterdienstes schreiben zu einem wahren Gedicht aus Hohlsäumen:

„Lieber kleiner Soldatenkerl. Wir gratulieren recht herzlich zu Deinem allerersten Geburtstag und wollen für Deinen ersten Winter sorgen."

Ein Charlottenburger Mädel adressiert ihr Liebesgabenpaket:

„An einen jungen Soldaten am Westwall, der keinen Menschen in der Heimat hat."

Und eine Auslandsdeutsche aus Holland schickte ein Faß mit 1100 Pfund Butter. Dabei lag ein Zettel:

„Liebes Wunschkonzert, man kann als Auslandsdeutsche so wenig tun für das geliebte Vaterland."

Andere senden Riesenstücke Rückenfett, das sofort zu Schmalz ausgelassen wird. Wieder andere Tafelobst. Und wenn man in einem dicken Heft blättert, dann liest man die Zahlen der letzten Eingänge: Eine Viertelmillion Zigaretten, 125000 Rasierklingen, über 1000 Kinderwagen, ganze Kapellenausstattungen vom Klavier bis zur Mundharmonika, 10000 Flaschen Wein, 3000 Flaschen Tinte. Einer schickt 1000 Stück Rasierseife, ein anderer 20000 Bleistifte für Feldpostbriefe. Eine Firma stiftet Kücheneinrichtungen, eine andere Uhren. Und eine Bibliothek von über 5000 Bänden ist aufgestapelt.

An ein winziges rosa Jäckchen ist ein Schreiben geheftet:

„Anbei die Garnitur für ein Zwillingspärchen aus dem letzten Wunschkonzert. Die Sachen sind in vielen mühseligen Stunden von den Mädels der Klasse selbst gearbeitet worden."

Eine Frau, selbst mehrfache Mutter, spendet eine Säuglingsgarnitur und bittet den Rundfunk nur um die Adresse der beschenkten Mutter –

„damit ich mich auch nach dem Kleinen erkundigen kann".

Ein normales Zimmer für sich füllen allein die Gaben aus dem Sudetengau, von Volksgenossen also, die selbst die jahrzehntelange Not gewiß noch nicht alle überwunden haben. –

35 Mütter und einige feldgraue Väter sind gerade beisammen. Die ganz junge Zwillingsmutter muß ein paar hübsche Widmungsverse vorlesen, die ihr eine Schul-

klasse schickt. Dann geht es ans Aussuchen, ans Einpacken von Butter und Fett, und auch Vater wird nicht vergessen – Vater bekommt Zigarren und eine Buddel Schnaps.

Ein kleines Kind wird nach seinen Wünschen gefragt. Das Stimmchen antwortet:

„Vater bald wieder!"

Die Stammbücher werden wieder eingepackt, die leeren Kinderwagen füllen sich mit Wäsche, Unterzeug, Schuhen, Lebensmitteln. (In der Liste steht hinter manchem Namen der Vermerk: Sehr bedürftig.)

Dann verabschieden sich die jungen Mütter, das Herz voller Freude.

Und neue Gesichter schauen ungläubig zur Tür herein. –

Zwei Insassen des Maria-Seebach-Stiftes, Weimar:

„Sie strebten längst, etwas zu spenden,
doch ist's nicht leicht mit leeren Händen.
Sie senden uns zwei kleine Dinge:
sie spenden ihre Eheringe."

Ein Gedicht von Betriebsführung und Gefolgschaft des Eisenbauwerkes Blumhardt, Wuppertal-Vowinkel:

Der Hermann gab uns viel zu tun,
wir wollen es ihm danken.
Für seine Flieger darf er nun
bei uns mal tüchtig tanken:
Je Woche einer Stunde Lohn
in Geld für Liebesgaben.
Er wird's verteilen richtig schon
an die, die's nötig haben.
Und wenn ihm wo noch mal was fehlt,
er soll es ruhig sagen.
Für seine Flieger werden wir
uns weiter tüchtig plagen.

Die Spende dieser Betriebsführung und Gefolgschaft beträgt RM. 1500.–.

Ein Sondergruß für unsere Feldbäcker vom Kinderchor.

Und diese hartgebacknen Knaben,
die einen strammen Bartwuchs haben,
die woll'n es wieder mal versuchen,
das Spielchen „Backe, backe Kuchen".



Der Langstreckenläufer Wilhelm Pottschulte am Ziel

Rostock. 4.10.39.

An das

Wehrmacht-Wunsch-Konzert

Berlin

Spende für das erste Zwillingspaar was am morgigen Abend geboren wird den Verdienst von 30 Arbeitsstunden

Heil Hitler

Kurt [illegible]

Der Brief eines Arbeiters

Im Sammellager Berlin C 2

Rauchen verboten

Diehl: Wir haben viele Sachen hier.
Wir haben Geld, wir haben Bier.
Den hundert Litern Hackerbräu
liegt auch ein Hundertmarkschein bei.

Gdk: Und wer kein Bier vertragen kann,
der schau sich diese Spende an.
Auch Pfefferminztee ist gesund,
wir haben davon hundert Pfund.

Eine Spende der Klosterdrogerie Ingolstadt.

Diehl: Wer aber Bier und Tee nicht will,
erhebe auch kein Wutgebrüll.
Für den ham wir noch jedenfalls
400 Dosen Biomalz.

Von den Gebrüdern Patermann, Berlin-Teltow.

Gdk: Wer jedoch solches nicht kann leiden,
für den gibt es noch andre Freuden, -
dann ist er still, dann ist er stumm:
wir haben fünfzig Flaschen Rum.

Von der Drogerie Miesner, Berlin.

Diehl: Wer dennoch sagt, -- ich danke, nein:
hier sind achthundert Flaschen Wein.

Eine Spende der Wirtschaftsgruppe des
Einzelhandels Hessen.

Gdk: Vielleicht jedoch sagt einer wohl:
ich pfeife auf den Alkohol -
nun gut, uns stehn noch zu Gebote
aus Marzipan eintausend Brote.

Von Dyrchs und Mäder, Hamburg.

Diehl: Und sollte dann noch jemand bocken,
den locken wir mit hundert Socken.

Gestrickt von den Rumburger Frauen im Sudetengau.

Gdk: Oder wir holen aus der Truhe
240 Kinderschuhe.

Von einer Nachrichtenersatz-Abteilung in Posen.

Diehl: Wir prahlen nicht mit Dauerwürsten,
doch mit 500 Kleiderbürsten.

Ein Geschenk des Moohnschen Blindenvereins von 1860.

Gdk: Viel wert ist so ein eigner Herd,
zwei Herde sind dann doppelt wert.

Von Juncker und Ruh, Karlsruhe.

Diehl: Dann haben wir noch Zigaretten - -

2.500 Stück von den Leserinnen der Zeitung "Fränkische Hausfrau", Nürnberg.

Gdk: und haben auch zehn Kinderbetten.

Von der Betriebsgemeinschaft Louis Mackenroth, Hamburg.

Diehl: Dreitausend Bücher haben wir -

Von Paula Jo Stotz, Heilbronn.

Gdk: auch ist ein Zwillingswagen hier

Von der Kinderwagenfabrik Marschles, Breslau.

Eva von Schroeder und die Betreuerin des Sammellagers der Wehrmachtswunschkonzerte, Marga Maria Richter, erzählen uns:

„Unvergeßlich sind die vielen kleinen heiteren und ernsten Erlebnisse aus unserem Wirkungskreise.

Da verteilen wir eines Tages Pelze – es handelt sich um Silber- und Rotfüchse – die von einer Firma gespendet worden sind. Gleich nach der Bescherung kommt eine Mutter zu uns und fragt zaghaft bescheiden, ob sie ihren Pelz nicht gegen einen Kinderwagen für ihr Neugeborenes umtauschen kann. Und nach der ersten Mutter kommt eine zweite, dann eine dritte, alle mit derselben Bitte. Eben erst sind sie beschenkt worden, noch glänzt in ihren Augen die Freude, und schon denken sie an ihre Kinder, wollen selbst verzichten, um schenken zu dürfen. Mütterherzen, die sich nie verleugnen.

Einer dieser Mütter wird der Kinderwagen mit einem großen Gabenpaket von zwei Mitarbeitern die Treppe hinabgetragen. Unten im Hausflur bricht die junge Mutter in Tränen aus – und stößt weinend hervor:

‚Ick hab' ja nie jewußt, det'n Kind so viel Sejen bringt!'

Eine andere Mutter – es ist eine ledige Mutter –, steht abseits ganz still für sich. Es ist eine kleine bescheidene Fabrikarbeiterin, und gerade eben hat sie vom Wehrmachtswunschkonzert eine wunderschöne vollständige Kücheneinrichtung geschenkt bekommen.

Sie kann es einfach nicht fassen, vergißt alles andere rundherum, hört und sieht nichts mehr – bewundert immer wieder nur ihre Küche und steht noch da, als die anderen Mütter schon längst gegangen sind. –

Besonders groß ist die Freude natürlich, wenn zufällig mit der Einladung zur Bescherung ein Urlaub des Mannes zusammentrifft. Da muß der Vater des neugeborenen Kindes natürlich mit, muß sich ansehen, was die Mutter alles geschenkt bekommt.

Und nach so einer kleinen Feierstunde, in der den Müttern beschert wurde, erhebt sich ein Urlauber, – ein Mann, der schon im Weltkrieg an der Front gestanden hat. Er bringt spontan nicht nur seinen eigenen persönlichen Dank, sondern den Dank all seiner Kameraden, aller deutschen Soldaten, zum Ausdruck. Er erinnert an die Tage des Jahres 1918, in denen die Heimatfront zusammenbrach – und er bezeugt mit schlichten Worten: das eine könne er seinen Kameraden draußen an der Front nun ehrlich bekunden, daß die Heimatfront diesmal treu und unerschütterlich zur feldgrauen Front steht, daß die Volksgemeinschaft allerschönste Wahrheit geworden ist. –

Abseits steht eine Mutter, steht dort still und gleichsam erstarrt, keine Träne, wohl aber ein erschütterndes Weh in ihren müden Augen. Ihre Mutter, die Großmutter des neugeborenen Kindes, ist mitgekommen. Sie erzählt nun:

‚Es ist das erste, aber auch das letzte Kind, denn der Mann ist draußen gefallen und hat nun seinen Sohn nicht einmal mehr sehen können.'

Und weiter erzählt die Großmutter, selbst vom Leid niedergedrückt, daß ihre Tochter dieses schwere Opfer

schweigsam und still auf sich genommen hat, ohne eine Träne zu verlieren. Sie kann einfach nicht mehr weinen. – Jetzt erhält die arme Mutter ihre Spende. Sie betrachtet dieses und jenes – und dann sieht sie den Kinderwagen, der für ihr Kind bestimmt ist, den schönsten und besten Kinderwagen des Sammellagers. Da geht etwas in der schwergeprüften jungen Mutter auf. Die Starre ihres Gesichtes verliert sich, es verliert sich die Härte ihrer Augen. Die erlösenden Tränen brechen hervor. –

Ob sie freudvoll zu uns kommen oder von Leid bewegt – sie gehen mit der stärkenden, ermutigenden und innerlich erhebenden Gewißheit, daß kein Mensch unseres Volkes sich selbst überlassen ist, daß keiner sich vereinsamt zu fühlen braucht, daß hinter jedem deutschen Menschen in allen frohen Stunden des Glückes, aber auch in allen schweren Stunden des Leides schützend und schirmend die Volksgemeinschaft steht."

Helfende Herzen, helfende Hände.
Wir danken Euch für jede Spende.

Briefe, die uns erreichten ...

Obergefreiter Hellmut Pfeifer, Lübeck-Blankensee:

„Als Waise, da mein Vater im Weltkrieg fiel und auch meine Mutter von mir ging, entbehrte ich so manchmal eine Heimat, bis ich selbige bei einer Artistenfamilie aufs herzlichste vorfand. Die Zeit und das Schicksal hat uns getrennt, ich erfülle meine Pflicht als Soldat, denn ich möchte in nichts meinem Vater nachstehen.

Doch jene lieben Menschen, die mir eine Heimat gaben, befinden sich gerade in Holland. Es ist mir unmöglich, mit ihnen in Verbindung zu treten, so daß ich Sie bitte, für mich die Brücke, wie Sie soeben sagten, darzustellen, die mich für eine kurze, kleine Zeit ihnen in Holland nahebringen möge.

Sollte zufällig in Ihrem Programm das ‚Nordseewellenlied' stehen, dann bitte ich darum, an dieser Stelle ein paar herzliche Grüße an meine Schwestern Heidel, Hilde und Regina Bügler in Holland auszurichten und auch den lieben Pflegeeltern.

Denn Sie müssen wissen, abends, wenn wir in dem kleinen Wohnwagen gemütlich beisammensaßen, haben wir oft dies Lied gesungen, und ich glaube, es wird auch für manchen Menschen die Verbundenheit zur deutschen Heimatscholle darstellen.

Oft, wenn wir so zusammensaßen, kam mein Pflegepapa auf seine Soldatenzeit zu sprechen, eins ist mir unvergeßlich geblieben:

Einmal verstand er nicht, daß der Krieg im Heimatland für die Westmächte von Erfolg war, denn auf dem Schlachtfeld wurde kein Sieg für sie errungen.

Ein zweites Mal beeindruckte sein Gemüt die Feststellung: wo steht der kleine Wohnwagen, der seine Heimat war? Ohne Post von Zuhause lag er die ganzen Jahre vorn im Schützengraben. Keine Adresse verkündete es ihm. Müde und traurig wanderte er durch deutsche Heimatdörfer und Städte, auf der Suche nach jenem kleinen Wagen.

Auf dieser Wanderung kam er nach geraumer Zeit auch in ein bayerisches kleines Dorf, müde den Kopf gesenkt, schritt er auf staubigem Feldweg am Abend jenem Dorfe entgegen. Auf einmal vernahm sein Ohr wohlbekannte Klänge einer Orgel. Seine Muskeln strafften sich, sein Gang ward schneller, und wenige Minuten später hielt ihn seine Mutter wieder in den Armen. Die Stimme der Heimat rief ihn an den richtigen Ort.

Gott sei Dank wird dies in jetziger Zeit nicht mehr passieren. Einmal sorgt der Rundfunk für die Abfuhr englischer Zersplitterungsmethoden, ein zweites Mal aber auch stellt der Rundfunk wahrhaftig die Brücke zwischen Heimat und Front dar. Aber was noch höher steht, ist die Volksgemeinschaft aller Deutschen, an der alles Böse bricht und die das Vertrauen niemals verlorengehen lassen wird."

Die Bunkerbesatzung „Jungs, holt fast!"

„Spielt uns einmal etwas von unserem schönen Schleswig-Holstein. Wenn wir Dich, lieber Rundfunk, der Du ja sicherlich mit besonderem Stolz auf Dein ge-

lobtes Berlin siehst, bitten, unsere schleswig-holsteinische Heimat zu besingen, dann wird das sicher Deine Berliner Ehre nicht kränken. Und unsere Heimat wird sagen, das sind unsere Leute, die sich das Lied gewünscht haben. Und wir hier im Westen werden mit Schleswig-Holstein für ein paar Minuten in Gedanken zusammen sein."

Obergefreiter Hans Kramer auf einem Zerstörer:

„Wie gern schreiben wir Matrosen zu Anfang des Briefes: ‚In See.' Oft haben wir auch das Vergnügen, zwei Wochen und noch länger dieses Wort in die Wirklichkeit umzusetzen. Warum soll sich ein Schiff auch immer am Pier aufhalten, dazu ist es doch nicht gebaut. Schlechter schon ist es natürlich um die Angehörigen in der Heimat und um die Braut bestellt. Gerade in der heutigen Zeit, was bangt sich da eine Braut um den Liebsten. Oft muß sie doch wochenlang warten, ehe sie ein paar Zeilen von ihm erhält. Eine feststehende Truppe kann schnell ihre Post befördern lassen. Wie ist es aber bei uns? Schwimmende Briefkästen gibt es noch nicht, so können wir erst nach erfüllten Aufgaben die Leinen über die Poller werfen und bis zum nächsten Auslaufen schnell ein paar Zeilen schreiben.

Also grüß deshalb, bitte, meine liebe Klara in Leeswig recht schön von ihrem Liebling. Sie weiß dann schon Bescheid und wird sich sicher riesig freuen."

Landjahrmädel Leni Möllers, Ahlen in Westfalen:

Ahlen den, 2.3.1940

Lieber Rundfunk!

Mit der Zeit wo das Wehrmachts-Wunschkonzert statt:findet sind wir auf der Landwirtschaft nicht sehr mit zufrieden. Jedesmal wenn es anfängt müssen wir im Kuhstall und das Vieh versorgen, sind wir damit fertig so ist meist das Konzert zu Ende. Darum möchten wir Dir bitten lieber Rundfunk, wenn es geht das Konzert zu verlegen. Vielleicht zur Zeit von 7-10 Uhr, oder von 1-4 Uhr. Ist doch das Wehrmachts-Wunschkonzert das schönste am Radio. Wir hätten uns ja schon längst ein Radio im Kuhstall gestellt, leider geht das nicht weil die Kühe doch lauter sind als wie die Musik und die Kühe die Milch nicht kommen lassen. Darum möchte ich Dir noch einmal herzlich bitten, wenn es eben möglich ist das Wehrmachts-Wunschkonzert zu verlegen

Heil Hitler!

Leni Möllers.

Kanonier Rathert im Westen—:

„Ein Sonntagabend gegen 19 Uhr. Wir Kanoniere, die wir irgendwo in einem kleinen Dorf liegen, haben endlich mal Zeit. Wir gehen in die nächste Kneipe, weniger um etwas zu trinken; nebenbei gesagt: der Wein, der hier wächst, ist mehr als nur trinkbar. Wir wollen vielmehr im Rundfunk hören, was nun eigentlich in der Weltgeschichte los ist. Wir sind in der Beziehung nämlich etwas zurück. Wir warten also auf die Nachrichten und stellen schon eine Stunde vorher ein. Was hören wir? Das Wunschkonzert für die Wehrmacht. Erst war uns das, ehrlich gesagt, ein bißchen dumm. Aber dann haben wir Spaß daran gekriegt. Wie so die Meldungen von den Söhnen und Töchtern und von allen den Zwillingen kamen, da haben wir von Herzen Beifall geklatscht. Diese Sendung war doch, verflucht noch mal, wirklich eine Brücke von uns Feldgrauen zur Heimat. Das ist Tatsache und kein Gerede. Und wenn wir bei der nächsten Sendung nicht gerade Lafettenschwänze bewegen, dann stellen wir wieder ein."

Funkgefreiter Hermann Kircher:

„Lieber Rundfunk!

Du bist uns allen hier draußen nun der große Freund geworden und Du gibst uns das schöne Gefühl, daß dort zu Haus nicht nur ein sorgendes Mutterherz für uns schlägt, sondern Ihr alle in der Heimat in Gedanken bei uns seid!"

Krug Meinrad, Reservelazarett Prag:

Zum Lazarett gehört nun mal
ein Sanitäterpersonal,
wer soll die Kranken sonst betreuen,
die sich hier auf Gesundung freuen?
Sie wünschen alle nun zugleich,
wie die Behandlung, zart und weich,
einen Walzer hübsch und fein,
von Strauß oder Lanner muß er sein.
Ist Sonntag alles schon besetzt,
wir fühl'n uns weiter nicht verletzt,
wenn erst im nächsten Wunschkonzert
unsre Bitte wird erhört
und etwas später das ertönt,
wonach wir uns so lang gesehnt.

Matrosengefreiter Werner Neumann auf einem Kreuzer:

„Mit einem unbeschreiblichen Freudengeheul wurde Euer fabelhafter Wehrmachtsnachmittag bei uns aufgenommen. Wie schon so oft, feierten wir anschließend gleich ein Fest zu Ehren des Rundfunks. Am besten ist es in folgenden Worten wiederzugeben: Bravo, bravo, schrien die Matrosen. Die Heizer saßen auf dem Schornstein und sangen ihre schaurigen Seemannslieder. Leider rief der Kapitän mit Donnerstimme: ‚Ruhe.' Ich wünsche mir das Lied ‚Es ist so schön, Soldat zu sein, Rosemarie' für meine Eltern, Oma und meine Rosemarie."

Meldereiter Bruno Fischer im Westen:

„Ich teile Euch mit, daß ich Eure Aufforderung gehört habe, und nun hätte ich gerne, wenn Ihr meiner Frieda und meinen zwei Buben von ihrem Vater einen schönen Gruß ausrichten würdet. Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein, Deutschlands Hüter steh'n am Rhein.

Ich bin ein kleiner Bauer aus unserem schönen Erzgebirge. Und vor drei Jahren habe ich mir und meiner Frieda nebst Schwiegereltern ein Radiogerät angeschafft. Ich habe 50 Mark gegeben, Frieda zwei Gänse und der Schwiegervater drei Ferkel. Seitdem hat uns der Rundfunk manche Freude gemacht. Ich war Soldat von 16 bis 19, verwundet und Ehrenzeichen.

Und heute stehen wir erneut an der Front, um unserem lieben Vaterland die alte Treue zu halten.

Grüß mir die ganze Gemeinde aus Herzensgrund mitsamt dem Bürgermeister. Verzeihe die schlechte Schrift, es ist nicht auf dem Schreibtisch geschrieben, sondern auf meinen Knien. Ihr Berliner werdet's schon rauskriegen."

Unteroffizier Ligendza in einem Kriegslazarett:

„Hoffentlich kannst Du mein Geschreibsel lesen. Ich schreibe nämlich mit der linken Hand, weil mir der rechte Arm vor Warschau zerschossen wurde. Grüß meine lieben Eltern in Breslau und mein kleines Mädel in Jauer. Es wäre die erste Nachricht, die meine Angehörigen von mir erhalten."

Hermann Schulze, Uffz.,
Feldpostnummer: 13o82.

den 7. Januar 194o.

An das
Wunschkonzert des Reichssenders Berlin
für die deutsche Wehrmacht,

B e r l i n .

Ohne Namen und Titel, barfuß bis über die Ohren,
so ward ich am 24. Februar 1916 geboren.
Nach einem Monat tat man mich taufen
und ließ mich mit dem Namen „Hermann Schulze" wieder laufen.

Wie Ihr nun alle wißt,
dieser Name sehr häufig ist.
Drum hat es mich auch nie gestört,
wenn ich im Wunschkonzert hab' meinen Namen gehört.
Mit Freude und Eifer saß ich dabei,
als wenn es die Erfullung meines eigenen Wunsches sei.
Drauf überhäuften mich stets in den nächsten Tagen
die Verwandten per „Feldpost" mit vielen Fragen.
Sie hielten meinen Wunsch für „gelungen"
und nannten mich „ihren braven Jungen".

Doch kürzlich hat die Hörerschar vernommen,
daß „Hermann Schulze" hat das 5. Kind, einen Jungen, bekommen.
Auch das haben die Verwandten mit angehört
und taten darob sehr empört.
Meine Braut schrieb am Tage drauf:
„Ich hebe die Verlobung auf!
Ich finde es reichlich gediegen.
Warum hast Du mir die ersten „Vier" verschwiegen?"

Nun war über mich das Urteil gefällt,
und nur mit Mühe hab' ich die Sache wieder klar gestellt.
Zwar hat man mir jetzt alles vergeben,
doch zum zweitenmal möchte ich so etwas nicht erleben!

Drum: Wenn das Babygeschrei nun wieder durch den Äther dringt
und Ihr einem „Papa Schulze"wieder eine „frohe Botschaft"bringt,
saget bitte gleich dabei,
daß ich es nicht gewesen sei.
Meine Braut und ich, wir wollen's Euch danken
und wollen uns auch nie wieder zanken.
Stellt sich dann auch später bei uns der Stammhalter ein,
dann soll „Heinz Goedeke" Pate sein.

Zum Schluß nun spend' ich als Zeichen der allgemeinen Versöhnung
Euch dafür den Rest meiner letzten Löhnung.
RM. 1,57 hab' ich noch zusammengefegt
und davon RM. 1,56 Euch beigelegt.
Einen Glückspfennig, den ich entdeckt,
hab' ich schnell in den Brustbeutel zurückgesteckt,
denn - das könnt' Ihr mir nicht verdenken -
man kann ja auch nicht alles verschenken.

Ich wünsche mir dabei das Lied: „Es steht ein Soldat am Wolgastrand ..." aus dem „Zarewitsch".

Herzliche Grüße und Heil Hitler!

Hermann Schulze.

P

Oberleutnant Otto im Westen:

„Meine Kompanie bittet um die Durchgabe folgenden Grußes an die Angehörigen:

> Achtung! Glauchau Stadt und Land,
> unser Sender gibt bekannt:
> Eltern, Frauen, Bräute, Tanten
> und die anderen Bekannten
> grüßt mit großem Feldgeschrei
> 25 – 1 – 6 – 3.
> Und außerdem: der Westwall hält,
> auch wenn ein Hund den Mond anbellt."

Unteroffizier Funk in einem Lazarett:

„Mein Freund und ich sind schwer verwundet und wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns beiden auch eine Bitte erfüllen würden. Wir haben bis jetzt noch keine Nachricht von unseren Angehörigen erhalten. Mein Freund kann selber nicht schreiben, da er schwer darniederliegt, und hat mich deshalb gebeten, für ihn folgendes an den lieben Rundfunk zu bestellen.

Mein Freund läßt seinen Vater und seine 72jährige Mutter, Emilie Schmidt, herzlich grüßen. Mein Freund heißt: Unteroffizier Fritz Schmidt. Ferner läßt er seine Frau Hilda Schmidt und seine beiden Söhnchen Dieter Schmidt und Karl-Heinz Schmidt aufs herzlichste grüßen. Also nochmals, mein Freund Unteroffizier Schmidt läßt die Genannten herzlich grüßen. Ich als Schreiber heiße Unteroffizier Hubert Funk und lasse folgende aufs herzlichste grüßen: Familie Georg Funk und Angehörige. Ferner die Familie Wilhelm Bartsch, hierbei ist

besonders Polderle Bartsch zu nennen, und Familie Jordan.

Lieber Rundfunk, ich bitte Sie höflichst, da wir schwer verwundet sind und es vielleicht unsere letzte Bitte sein kann, uns dies zu erfüllen. Ich hoffe, daß wir beide am Sonntag noch atmen können, und wir wären Ihnen sehr dankbar, das von uns Gewünschte im Wunschkonzert zu hören."

Hans Rhein, Bauschlott, Landkreis Pforzheim:

„Du Vielgeplagter! Wir danken Dir für Deine mühevolle Arbeit. Auch Du wirst einmal in die Kriegsgeschichte mit eingehen als treuer Soldat der inneren Front. Anbei übersende ich Dir ein Brieflein eines Bauschlotter Bübleins, das an seinen Vater im Feld adressiert ist. Sicher erfreut es auch noch andere Soldatenväter:

Lieber Vater,
Dein Bub ist auf Dich so stolz.
Habe auch schon Gewehr und Säbel – allerdings aus Holz.
Wenn ich nur jetzt dürfte an Deiner Seite marschieren,
ich könnte vielleicht Eure Pferde führen,
könnte sie füttern und tränken zur Not;
esse recht gern schwarzes Soldatenbrot.
Das Schwein zu Hause schlachten wir nächst.
Du, Vater, kriegst davon das Allerbest:
die Lung' und die Leber, das Herz und die Nier' –
das Schwänzlein der Sau gehört dann noch mir!
Gelt, Vater, frag mal den Offizier,
ob ich nicht kommen könnte zu Dir. –
Gute Nacht, schlaf wohl im Bunkerbett,
träume vom Schweinchen – es ist jetzt bald fett."

Wir liegen hier im Lazarett,
in langen Reihen, Bett an Bett.
Sind auch kaputt so manche Knochen,
bleibt der Humor doch ungebrochen.
Wir lachen und scherzen
mit frohem Herzen!

Mit unsern Waffen ist der Sieg,
drum: „Flieg, deutsche Fahne, flieg!"
Eins macht uns Freude, sehr, sehr viel,
das Wunschkonzert mit buntem Spiel.
Da strahlen alle, trotz der Wunden,
es fühlt die Heimat mit der Front sich verbunden.

Der Barnabas, der spielt vom Strauß,
man merkt, er hat den Bogen raus.
Ob Carl de Vogt, ob Grethe Weiser,
den Apparat stellt keiner leiser,
im Gegenteil, recht schön und laut,
so wird ein jeder mit euch vertraut.

Und, lieber Heinz, die Grüße, die Du sendest, –
die Gaben, die Du, Hörer, spendest, –
sie haben einen stolzen Klang
und dafür gilt Euch unser Dank.
Wir tun nur alle unsre Pflicht,
viel Worte gibt es dabei nicht.

Drum sende jetzt auch unsern Gruß den Frauen,
die auf uns stolz und treu vertrauen,
den Lieben all im deutschen Land,
dies wünscht:

Ein Lazarett im schönen Pommernland.

Schwester Rosemarie:

„Die Augenabteilung des Reservelazaretts 1 Schwerin bittet im Wunschkonzert für einen Kameraden Glückwünsche zu sagen.

Der schwerverwundete Schütze Herbert wird am nächsten Sonntag zwanzig Jahre alt. Im Polenfeldzug wurde er durch eine Tellermine schwer verwundet. Er weiß noch nicht, daß er nie wieder sehen wird. Außerdem hat er schwere Verletzungen an beiden Beinen. Wir bitten herzlich, im Namen der Verwundeten die Glückwünsche durchzusagen."

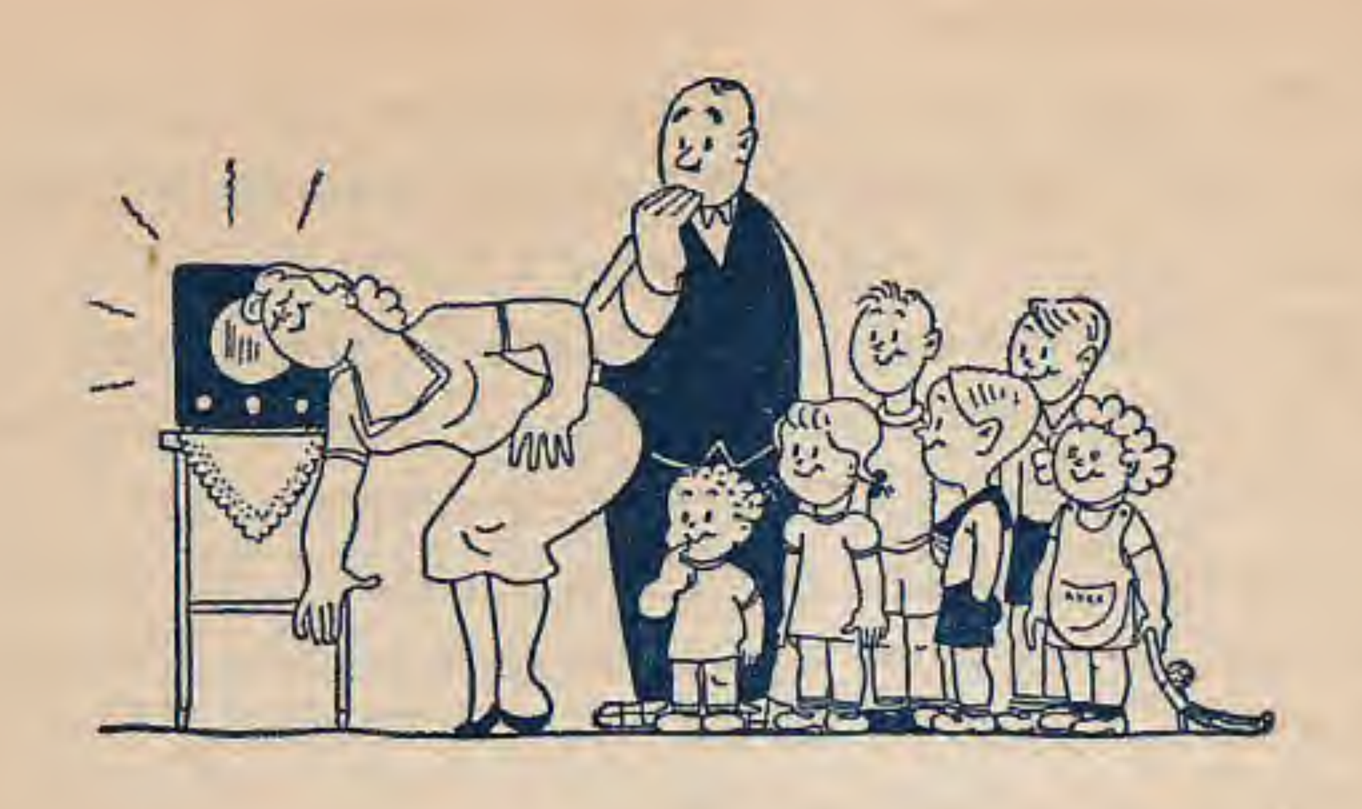
Günther Zacher und Alfred Pißulla, Bootsmannsmaate:

„Gerade der Rundfunk ist es, den wir nicht mehr vermissen können. So manche Stunde, ob auf hoher See, ob in der Kaserne an Land, haben wir den Klängen, die uns die Ätherwellen zu uns brachten, gelauscht. Besonders aber ist er uns ein treuer Begleiter auf den Auslandsreisen gewesen. Ob in Spanien, in Afrika oder Amerika, überall hat er uns mit der Heimat verbunden.

Und jetzt – auf der Wacht auf den endlosen Meeren, auf der Wacht in den Küstenbatterien, überall da, wo deutsche Soldaten ihr Leben einsetzen, bringt er uns in den Stunden der Ruhe die Freude an der Musik.

Von den Ufern der Insel Rügen, wo große Laubwälder rauschen, wo sich die Gewalt des Meeres in Schaum, Gischt und donnerndem, rollendem Wellenschlag an den steinigen Ufern bricht, wo wachsame Augen Tag und Nacht auf Posten stehen, von hier senden blaue Jungens dem Großdeutschen Rundfunk Grüße, im stolzen Bewußtsein, hier ihre Pflicht bis zum Letzten zu erfüllen.

Möge uns der Rundfunk ein treuer Kamerad bleiben."



Kurt Köhler, Maschinenarbeiter, Berlin-Neukölln:

„Die meisten von unsern Volksjenossen –
mein lieber Rundfunk – und det kannste globen,
ham Eure Wunschsendungen richtich jenossen,
drum brauch ick Euch gar nich erst ville zu loben.
Det Jeschrei mit det Kleene is janz jroß ausjedacht,
wat mir det aber vor Kummer macht,
det muß ick Euch erst ma erzählen.
Also, meine Olle, die duht ma jetzt quälen.
Seitdem det se hört det Säuglingsgeschrei,
da is det mit meine Ruhe vorbei. – –
Det morjens fängt's an: ‚Jiebt et Wunschkonzert heut?' –
Ick sage: ‚Ja!' – – ‚Ach, wie mir det freut.'
Und: ‚Schreit denn der kleene Säuchling och wieder?' – –
‚Ja, ja', sag' ick – und denn zittern ma schon die Glieder.
‚Ach, wenn ick doch och noch so'n Kleenet hätt',
ick finde so'n Säuchling doch zu nett.'

Ick denke so bei mir — — det Ding is ja heiter — —
und sie, — sie spinnt nun immer weiter,
bis ick denn endlich nach Arbeet muß jehn,
na — — ick geb' se denn 'n Kuß und lass' se stehn. — —
Komm ick denn abends müde nach Hause,
jeht's wieder weiter — ohne Pause.
‚Du! — —Ein Himmelbett müßt es denn haben
und ne Wanne zum Baden
und ne Klapper, die kling-kling macht,
wat meenste wohl, wie det Bäbi denn lacht.'
Ick schiel nach de Uhr bloß, so janz sachte,
ob et woll noch nich bald ist achte.
Det blos det Wunschkonzert beginnt
und det det Jeschrei anfängt von det Kind.
Denn erst habe ick nämlich Ruh,
denn hört se so andächtig zu
und wir dürfen ihr och jar nich stören,
denn sacht se jleich: ‚Verdammte Jöhren'.
Der Knalleffekt:
wir haben schon unsere sechs Jöhren weg.
Sie aber will noch det siemte ham — —
und ick — — ick wees nich —
soll ick det wagen,
soll ick noch eenmal den Storch befragen? — —
Soll ick ihm wirklich noch eenmal bitten — —
er soll mir noch mal so 'n Kleenet schicken!??
Lieber Rundfunk! Nu rate mir mal,
erlöse mir aus meiner Qual,
Du hast det Ding mir einjebrockt
und hast meine Olle dazu verlockt,
zu schaffen sich noch een Bäbi an — —
und ick kannt ja ausbaden — als ihr Mann.

Aba laß man, ick wees et ja janz jenau –
ick bin ja soooo jut zu meine Frau,
und ick kann ihr ja doch keen Wunsch abschlagen,
drum werd ick noch mal den Storch befragen – –
ob a ma noch eens jeben will,
denn is meine Olle endlich still.
Ick drücke beede Oogen zu
und habe denn endlich meine Ruh!
Also, lieber Rundfunk, det will ick Dir sagen,
nächste Woche fang ick an, den Storch zu befragen."



Eine Ansage!



Die Sterne, die am Himmel hängen,
sind oft das Thema von Gesängen.
Doch die, die auf der Achsel stehen,
sind auch nicht übel anzusehen.
Wenn dort ein neuer Stern erglüht,
dann singt Ihr das Beförderungslied!
Ihr singt es laut, Ihr singt es gerne,
das schöne Lied „Es leuchten die Sterne".



Und der Brief des Oberarztes der Marineschule Kiel, der an den Sprecher der Wunschkonzerte gerichtet ist:

„Heinz, heute ist mir bang geworden.
Ich glaub, Du wirst Dich noch ermorden.
Das hält ein Pferd bestimmt nicht aus,
was Du da schaffst im Rundfunkhaus.

Hast Du schon Blasen auf der Zunge?
Und wie steht's denn mit Deiner Lunge?
Halt sie mal nah ans Mikrofon –
ich möchte horchen ihren Ton.

Ich höre Rasseln, höre Brummen,
hier pfeift's, und da fängt's an zu summen.
Das linke Stimmband steht verquer,
das Zwerchfell pumpt nicht richtig mehr.

Die rechte Niere scheint zu lahmen,
die Milz fällt völlig aus dem Rahmen.
Der Herzton klingt so wie schachmatt,
der eine Fuß ist auch schon platt.

So kann es nun nicht weiter gehen,
nein, Heinz, hier muß etwas geschehen!
Die Diagnose, die ich fand,
Heinz, Du mußt wirklich mal aufs Land.

Den Freiplatz kann ich selbst nicht spenden.
Ich hab nur ein Rezept in Händen,
das kostet Dich und mich nicht viel
und führt uns doch zu unserm Ziel:

Nimm alle Schäden, die ich nannte,
vermach sie einer Meckertante –
bleib selbst in Zukunft wie bisher!
Die Heimat dankt Dir und das Heer!"

„Lieber Deutschlandsender" bitte sehr,
reich uns die „Weiße Taube" her,
spiel sie zu unserem Vergnügen,
weil wir auf treuer Wacht hier liegen.
Und dieser Wunsch stammt zweifelsohne
von „13 Mann und einer Kanone"!

Fern vom Land der Ahnen...

Es war ein Schwede, der der tiefen Verwunderung des Auslandes Worte gab. Er schrieb:

„Auf der Suche nach deutschen Nachrichten gerieten wir zum erstenmal in das Wunschkonzert der Wehrmacht. Seit dieser Zeit sind wir ständige Hörer dieser Sendereihe. Wir brauchen keine politischen Nachrichten mehr, denn es gibt nichts, was uns ein anschaulicheres Bild von der Stimmung in Deutschland geben könnte. Es ist ein ewig gleichbleibender, unauslöschlicher Eindruck: ein großes Volk ist zu einer einzigen Familie geworden. Es sind Brüder und Schwestern, die sich herzlich lieben und die in Not und Gefahr füreinander einstehen . . ."

Dieses große Volk ist aber nicht nur innerhalb der Landesgrenzen zu einer einzigen Familie geworden. Auch fern vom Land der Ahnen – überall auf der Welt, wohin die Stimme des Senders reicht, steht das letzte versprengte Mitglied dieser großen Familie auf und findet mit seinen Gedanken und mit seiner Opfertat zur engen Gemeinschaft zurück.

Ein volksdeutscher Bauer, der früher an der Wolga daheim war, schickt seine ganzen Ersparnisse: 500 RM. Dann nimmt er acht Tage später seinen Jungen an der Hand und wandert mit ihm einen Weg über sechs Stunden. Dort steht im Schulhaus eines kleinen Markt-

fleckens das einzige Rundfunkgerät der ganzen Umgebung weit und breit. Dort lauschen die beiden den Klängen und Stimmen der fernen Heimat. Und dort nehmen sie aus dem Munde des Lautsprechers auch den Dank der Heimat entgegen.

Ein Brief aus Rumänien lautet folgendermaßen:

„Mit großer Begeisterung werden die Wehrmachtswunschkonzerte von unseren Deutschen in Rumänien gehört. Ganz besonders stolz sind wir natürlich auf die Durchsage unserer Liebesgabenspenden. Die Gruppe wird zu immer größeren Leistungen angespornt, und wir können Ihnen schon wieder einen Waggon mit Liebesgaben melden . . ."

Und Luxemburg berichtet:

„Am letzten Sonntag hatten wir einen gemeinsamen Empfang der deutschen Kolonie im ‚Deutschen Haus'. Auf dem Programm stand das Wehrmachtswunschkonzert. Wir verlebten einige frohe Stunden am Lautsprecher und waren eng verbunden mit der Heimat und ihren tapferen Soldaten. Als gegen Schluß des Wunschkonzertes auch unsere Spenden durchgesagt wurden, haben wir uns ganz besonders gefreut. Wir waren stolz darauf, einen kleinen Beitrag für unsere Heimat geleistet zu haben."

Einem anderen Brief, der eine weite Reise über drei Meere hinter sich hat, entnehmen wir:

„Im Anschluß an die Spendendurchsage der Aus-

landsorganisation wurde vom Männerchor der Berliner Verkehrsgesellschaft das Lied ‚Deutschland, dir, mein Vaterland' gesungen. Das Lied hat mich so erschüttert, daß ich alter 76jähriger Mann weinen mußte."

Und eine Deutsch-Schweizerin, die die Patenschaft für zwei verwaiste Kriegskinder mit der Erklärung übernommen hat, auf Lebenszeit für sie zu sorgen, stellt uns diese Zeilen zur Verfügung:

„Nun bin ich wieder in Zürich, und wenn ich meinen Mann nicht hätte, – ich wäre bestimmt schon wieder in Deutschland. Mein Mann ist Schweizer.

Ja, nun will ich Ihnen noch etwas anderes erzählen. Die Anschriften meiner Patenkinder habe ich jetzt. Das eine Kind, ein Junge von zwei Jahren, ist elternlos. Die Mutter ist bei der Geburt gestorben und der Vater in Polen gefallen. Der Großvater hat mir einen ausführlichen Brief geschrieben und Bilder des Kindes und der Eltern beigelegt. Ich glaube und hoffe, das Schicksal hat es gut mit uns gemeint, mit meinem Mann und mir. Ein herziges Kindergesicht schaut mich auf den Bildern an. Wenn ich wieder nach Deutschland komme, fahre ich hin zu dem Kind. Dann such' ich mir auch das andere. Die beiden Jungens sollen bei mir eine echte Heimat haben."

Die Wunschkonzerte der Wehrmacht haben einen Spendenstrom aus allen Teilen der Welt entfesselt, der sich in Zahlen nicht erschöpfen läßt. Die Brücke zwischen Heimat und Front ist über alle Grenzen hinausgewachsen. Bis ins ferne Tsingtau.

In drei Wunschkonzerten konnten wir über diese Brücke für folgende Gaben unserer volksdeutschen Brüder und Schwestern „fern vom Land der Ahnen" danken:

Aus den Niederlanden kam als Sonderspende von deutschen Bergarbeitern ein Waggon mit 420 Kilogramm Kaffee, 340 Kilogramm Kakao, 1700 Tafeln Schokolade, 160 Kilogramm Tabak, 4600 Zigarren, 3200 Zigaretten und 1520 Kleidungsstücken.

Die auslandsdeutschen Frauen in der Schweiz schickten 1000 Paar Socken, 200 Paar Pulswärmer und 520 Kleidungsstücke.

Aus Jugoslawien kamen als Sonderspende der dortigen Reichsdeutschen sieben Eisenbahnwaggons mit 20000 Pfund Schweinefleisch und 100000 Pfund Schweinefett.

Aus Dänemark erhielten wir acht Fässer mit Butter im Gewicht von 3000 Kilogramm.

Und von belgischen Freunden Deutschlands wurde eine Sammelspende von 110000 belgischen Francs aufgebracht.

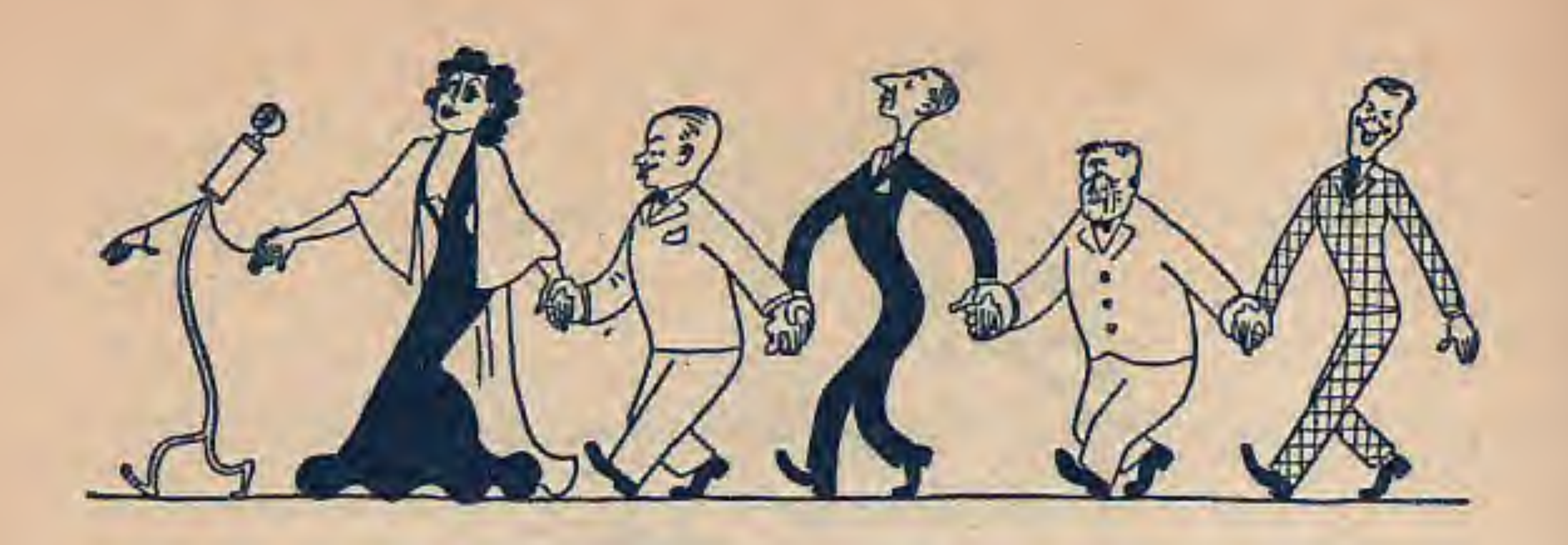
Unsern Dank und Gruß über die Grenzen.



An einen Hörer in Ostafrika

Irgendwo im Matabele-Land
sitzt ein Mann, den nichts mehr rühren könnte;
denn sein dickes Fell ist im Prozeß der Elemente
dreimal neu gewachsen und total verbrannt.
Und die Hände sind so hart wie Stahl,
Hände, die mit Urwaldriesen rangen,
die die wilden Tiere niederzwangen
wie die kleine, aber gleichfalls wilde Qual . . .

Qual nach einem Land aus einem Traum . . .
Und nun hört er eine Heimatweise.
Seine harten Hände zittern leise –
und das Land verändert seinen Raum.
Und das Land kommt übers große Meer,
tritt in diese stille Urwaldhütte.
Und der fremde Mann sitzt in der Mitte
seiner Heimat — Heimat ringsumher. –



„. . . ferner viele Solisten . . .“

Hinter diesem Satz, der in allen Ansagen zu den Wunschkonzerten für die Wehrmacht wiederkehrt, steht für die programmgestaltenden Männer die eigentliche Summe ihrer Arbeit. Für den Hörer aber steht unter diesem Satz die ständig wiederkehrende neue Aussicht auf eine Fülle von Überraschungen. Diese Aussicht zur schönen Wirklichkeit werden zu lassen, macht den Programmgestaltern von Wunschkonzert zu Wunschkonzert neues und schwereres Kopfzerbrechen.

Mit meiner Geige grüße ich die Front!
Barnabás v. Géczy

(Barnabas von Géczy)

Mit der Verpflichtung von namhaften Künstlern ist es allein nicht getan. Es ist oft genug die Erfahrung gemacht worden, daß sich ein Mitwirkender, der bis zur Stunde gar keinen Namen hatte, den größeren Beifall der Hörerschaft holte. Wir erinnern an den Nasenbären,

Und jetzt – nach 40 Jahren – setzte der elektrische Strom die Rolle in Bewegung. Die Tasten des einsamen Flügels im Wunschkonzert gingen auf und ab. Und der unsichtbare Edvard Grieg spielte für die Soldaten im Osten und Westen seine Komposition „Der Schmetterling". –

Die Wehrmachtwunschkonzerte erinnern mich lebhaft an meine Verwundetenzeit während des Weltkrieges im Lazarett zu Aachen.

Dort veranstaltete die Studentenschaft jeden Sonnabend nachm. ein Konzert für die Lazarett-insassen, wobei ich sehr bald Mitwirkender wurde. Auch hier gab es vielerlei Wünsche, die nach Möglichkeit erfüllt wurden.

Na. — wir hatten weder Staatsopernsänger noch bekannte Orchester zur Verfügung, leider auch keinen Heinz Goedecke und — aber damit wäre ja unsere Tätigkeit sowieso überflüssig geworden —

keinen Rundfunk.

Otto Dobrindt

Auch jene beiden Menschen wurden zu erfolgreichen Solisten des Wunschkonzertes, von denen das Leben diese seltsame Geschichte erzählt:

Während der Olympischen Spiele des Jahres 1936 lernten sie sich in Berlin kennen. Es waren ein paar kurze Sommerstunden, die sie miteinander verbrachten. Dann trieb sie das Schicksal auseinander —: das Mädchen in diese Stadt, den Mann in eine andere Stadt. Drei Jahre lang blieb jede Verbindung zwischen ihnen unterbrochen . . .

Dann nannte das Wunschkonzert in den ersten Oktobertagen des Krieges den Namen eines schwerverwundeten Oberfeldwebels, dem seine Kameraden durch den Lautsprecher einen Liedergruß schickten.

Da hob ein Mädchen, das ebenfalls irgendwo in Deutschland am Rundfunkgerät saß, bestürzt den Kopf. Das Mädchen fuhr am nächsten Tag nach Leipzig und fand in einem Lazarett den Mann wieder, den es damals bei den Olympischen Spielen kennengelernt hatte.

Und einige Monate später konnte das Wunschkonzert diesen beiden Menschen zu ihrer Verlobung gratulieren. Die Hörer feierten das junge Paar, das durch die Ätherwellen für immer vereint worden war, als säße es mitten unter ihnen.

Sie saßen ja auch mitten unter ihnen, diese beiden „Solisten“ des Wunschkonzertes. Sie drückten sich irgendwo an einem Lautsprecher still die Hände und freuten sich an der Freude des ganzen Volkes . . .

Und das Brautpaar dankte uns wie folgt:

Ein Brautpaar sitzt am Radio,
des Glückes seiner Liebe froh —
und da erzählt IHR Dichtermund,
(wie tat er's fein und spannend kund)
daß die Verlobung dieser zwei
durch's Wunschkonzert entstanden sei.
Durch SIE erscholl der Schicksalsruf,
der dieses Glück der beiden schuf.
Für Tusch und Glückwunsch dankt fürwahr
von Herzen das verlobte Paar.

Helli Schmidt Hermann Göpel

Wir kommen auf die vielen Künstler zurück, die sich mit begeistertem Herzen in die große Solistenparade einreihten. Keiner schloß sich aus, wenn das Wunschkonzert der Soldaten rief. Jeder hatte ein besonderes Wort, einen besonderen Gruß, ein besonderes Lied für die Front der Männer zu Wasser, zu Lande und in der Luft.

Unsere Wunschkonzerte sind heute
engste Verbindung von Heimat und Front
für Freude der Soldaten – unser Dank!

Karl Schmitt-Walter

Karl Schmitt-Walter

Jeder war auf seine Weise bemüht, Wünsche zu erfüllen und Freude zu machen —:



Der Kinderchor Emmi Goedel-Dreising

Gar oft erfreut des Hörers Ohr
ein Kinderlied vom Kinderchor.
Die munt're Schar ist stets dabei –
und ihr Programm ist immer neu.



Barnabas von Géczy

Ein jedes Menschenherz bezwingt
das Lied, das seine Geige singt.



Hier muß die Geige einmal rasten –
hier dreht er einen Leierkasten.



Marika Rökk

Wo alles dient dem guten Zweck,
da fehlt auch nicht Marika Rökk.



Otto Dobrindt und seine Kapelle

Auch diesen Mann kennt jedes Kind.
Achtung! „Otto Dobrindt" beginnt!



Zarah Leander, zwei Minuten vor ihrem Auftritt

Zur Bühne schaut sie bang hinüber
Wie immer hat sie Lampenfieber.



Doch dann begann die Frau zu singen –
Und der Applaus will nicht verklingen.

Fita Benkhoff und Theo Lingen

Die Fita schaut den Theo an,
der zeigt hier grade, was er kann.

Und hier haben wir alle Tobis-„Radfahrer" beisammen:
Tina Eilers, Richard Häussler, Theo Lingen,
Fita Benkhoff, Paul Henckels und Hannes Stelzer

Sie nehmen sich die vielen Spenden
hier gegenseitig aus den Händen.



Das ist Herms Niel

Wenn man ihn ruft, dann ist er da,
der Komponist der „Erika".



Hans Brausewetter, Heinz Rühmann und Josef Sieber

Und diese drei kennt auch ein jeder.
Hier ziehn sie wieder mal vom Leder –
sie bringen ihren Seemann an,
den niemals nichts erschüttern kann.



Willy Fritsch

Er kommt und lächelt, singt und siegt –
und alle Hörer sind vergnügt.



Willy Steiner

Nicht Hinz, noch Kunz, noch irgendeiner;
nein, das ist unser Willy Steiner.

Die Jodlerin Luise Schmidt,
Rosita Serrano,
der Sänger Eric Helgar
und Willy Birgel

Sie schmunzeln, freuen sich und lachen,
und hören zu, was andre machen.



Willy Birgel

Hier ist er selbst — seht ihn euch an —
die Pfeife steht ihm gut, dem Mann.



Paul Hörbiger

Paul Hörbiger ist hier so nett
und schickt die Kinder all zu Bett. –
Ein Vaterlächeln im Gesicht,
vergißt er auch die eig'nen nicht.



Wilhelm Strienz

Er hat den Gruß zur guten Nacht
oft unsern Müttern dargebracht.



Hans Moser

*Die Uhr im Hintergrund zeigt neun –
und pünktlich trifft Hans Moser ein.*



Grethe Weiser

In alle Herzen – alle Häuser
bringt Heiterkeit die Grethe Weiser.



Carl Ludwig Diehl

Auch er nahm teil am bunten Spiel,
der Urlauber Carl Ludwig Diehl.



Maria Ney

Mit Hummel-Hummel und Ahoi
begrüßt euch die Maria Ney.



Karl Schmitt-Walter

Auch Karl Schmitt-Walter stimmt euch froh:
sein Glanzstück ist der „Figaro".



Auch Jenny Jugo hörtet ihr —
sie nannte Spenden, holte Bier
dem Sprecher aus der Kneipe her . . .
zum Schluß trank sie die Flasche leer.

Jenny Jugo



Hans Söhnker

Hans Söhnker wurde eingespannt
und sang ein Lied der Waterkant

Viel Angebote haben wir.
Darunter sind auch solche hier



In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiederseh'n . . . .

Künstler aus allen Teilen Europas standen im Sendesaal und sangen und spielten für unsere Soldaten. Aus Italien der Cellist Enrico Mainardi, – der Geiger Aldo Ferraresi, – aus Schweden Zarah Leander, – aus Spanien der Bariton Celestino Sarobe, der Däne Helge Roswaenge, – Barnabas von Géczy, der Ungar, – der griechische Tenor Vasso Argyris, – die Chilenin Rosita Serrano, – und aus Bulgarien der Gusla-Chor, der bulgarische Volkschor.

Es ist so schön, Menschen voller Sehnsucht ihre Wünsche zu erfüllen

Zarah Leander.

Wir spielten eine Serenade:

In längst vergangnen Zeiten stand
bei Nacht — die Laute in der Hand —
der Minnesänger vor dem Haus.
Und oben sah die Liebste raus.
Sie hörte sich vom Sänger dann
die schöne Serenade an. —
Heut schaut vergebens er hinauf,
kein Mädchen macht das Fenster auf,
denn zwischen ihm und ihr hängt roh
jetzt das Verdunkelungsrollo — —
Und siehe da, es geht auch so,
heut kommt sie aus dem Radio.

„Wehrmachtswunschkonzert – einer der schönsten Mittler zwischen Front und Heimat"

Willy Birgel

(Willy Birgel)

Zu dem Lied: „Alle Tage ist kein Sonntag"

Es kann nicht immer Sonntag sein,
nicht Sommer und nicht Sonnenschein,
wie ihr wohl alle wißt.
Auf den Kalender kommt's nicht an,
das Herz muß sagen, wo und wann
ein Sonntag nötig ist.

Wenn ich für Dich, Kamerad
Soldat im Bunker und Graben,
spielen und singen kann, ist das
für mich die größte Freude

Willy Fritsch

(Willy Fritsch)

Euer Wunsch – ist mir
Befehl!

Eure Grethe Weiser

Hoffentlich habe ich Euch
mit den gewünschten Liedern
auch ein Stückchen Heimat
gebracht.

Wilhelm Strienz

Von einer langen U-Bootsfahrt zurück, schrieb mir mein Freund, der Dichter Wolfgang Frank : ....ich hörte dich im Atlantik die"Reeperbahn" im Wunschkonzert singen. War ein lieber Gruss!

Berlin, Januar 1940

Hans Söhnker

Zum elften Male sagten wir den „Seemann“ an:

Jetzt wollen wir den Pegasus erst füttern,
sonst könnten wir das arme Tier zerknittern.
Er soll, obgleich ihm schon die Beine zittern,
nach neuen Reimen für den Seemann wittern.
Die Schranken, die den Pegasus umgittern,
(vom Sprachschatz her) – wird er, gleich jenen Rittern
des kühnen Altertums bestimmt zersplittern.
Und geht's nicht so, dann geht's mit ein paar Litern.
Jetzt schreit er: halt, ich laß mich nicht verbittern,
ich finde keinen Reim mehr auf erschüttern.

Eine Ansage:

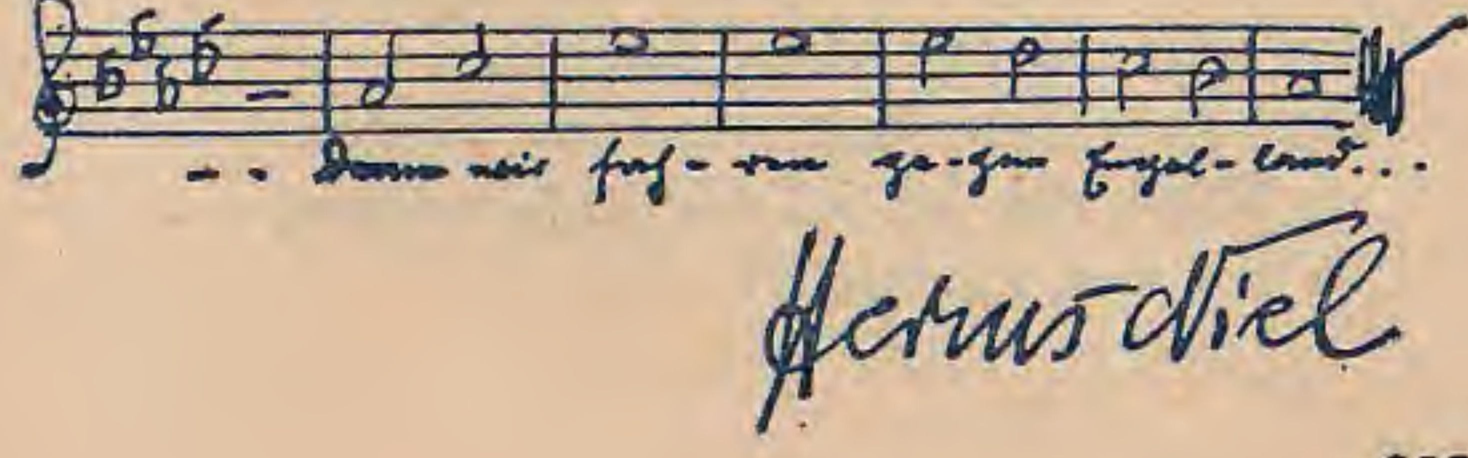
Wir haben's ja, wir können's ja,
wir haben alles, alles da,
wir haben viele Stimmen heute,
wir haben viele Sängersleute.
Wir greifen da und dort nur hin –
Jetzt greifen wir 'ne Sängerin.

Ich bin völlig mit den Nerven 'runter, solche Angst hatte ich vor dem Mikrophon.

Jenny Jugo.

Die nächste Überraschung:

Der Stein, den man ins Wasser schmeißt,
schlägt Wellen, wie das Sprichwort heißt.
So ähnlich ist es ungefähr
auch mit dem Ätherwellenmeer.
Von Fall zu Fall – es muß so sein –
schmeißt man da dicke Brocken rein.
Dann tut sich was, dann ist's passiert,
das Äthermeer wird aufgerührt,
weil jetzt der Hörer applaudiert.



Herms Niel

Henny Porten sprach im Namen der Soldatenfrau, die ihrem fernen Mann ein Kind geschenkt hat.

Weißt du noch? . . .

Weißt du noch: du bist fortgegangen.
Dein Mund sagte leise „auf Wiederseh'n" – –
und ich blieb mitten im Zimmer steh'n,
und die Füße wollten nicht weiter geh'n
und mein Kopf hat zu dröhnen angefangen –
die Glieder waren so schwer. –
Ich hörte ins Schloß alle Türen fallen,
ich hörte deine Schritte verhallen –
und die Stille stand rings umher.
– – – – –

Auf einmal klopfte ganz sacht
an mein taubes Herz ein anderes Leben,
das wollte und wollte nicht Ruhe geben –
das war wie ein Ruf in der Nacht.

Weißt du noch: du bist fortgegangen – –
Und heute lag ich im tiefen Traum
und hörte deine Schritte im Raum
und wachte auf und glaubte es kaum,
denn ein neues Leben hat angefangen.
Ich weiß, du bist ferner denn je,
doch neben mir liegt mit deinen Zügen
ein Kind, das will ich zur Ruhe wiegen,
bis ich dich wiederseh'.

Anhang

In eigener Sache . . .

Gestaltung und am Mikrofon:	Heinz Goedecke.
Fachschaft:	Bühne.
Beruf:	Schauspieler.
Beruf nach Hörermitteilungen:	Rundfunkonkel – Vater der Wunschkonzerte – „Wuko"-Stratege – Rundfunkheini.
Ort der Beschäftigung:	Haus des Rundfunks, Berlin.
Kennzeichen:	Augen: blau – restliche Haare: blond.
Besondere Vorliebe:	Theater – Musik – Zigaretten – Kaffee – Blumen – kleine Kinder – und Reisen!
Bemerkenswerter Hörerbrief:	Onkel Heinz, Du bist mir sehr sympathisch. Ich bin zwölf Jahre. Wenn ich älter wäre, würde ich Dich heiraten. Deine Gisela.
Frohes Rundfunkerlebnis:	Tag der nationalen Solidarität: Ich sammele in Berlin O, Frankfurter Allee. – In der Schar meiner eifrigsten Bewunderer eine Arbeiterfrau mit ihrem Kind. Trotz Schnee und Kälte staunt sie mich Stunde um Stunde an. Mir schwillt die Brust vor Stolz. Ich stehe auf einer improvisierten Bühne, schwinge die Sammelbüchse, da ruft die Frau über die Köpfe der Umstehenden hinweg: „Na wissen Se, so schön wie uff die Bilder sind Sie aba jar nich!"

Kleiner Lebenslauf, stark gekürzt:

Es fing damit an, daß ich erst Stunden nach meiner Geburt das Licht der Welt erblickte – als nämlich ein trüber Dezembermorgen aufdämmerte! Aber immerhin bin ich einer der wenigen richtigen Berliner, da ja nach unwidersprochenen Behauptungen die meisten Berliner aus Breslau stammen.

In der Schule war ich sehr fleißig – so übereifrig, daß ich sie länger besuchte, als erforderlich gewesen wäre. Deshalb bekam ich von meinen Eltern auch nicht das versprochene Fahrrad.

Später saß ich nächtelang über dem Reißbrett und zeichnete mit wilder Begeisterung imponierende Gebilde, die in Stahl, Glas und Beton erstehen sollten. Für den „Architekten" Heinz Goedecke blieb aber als Aufgabengebiet nur die Aufstellung von Rabitzwänden.

(Trotzdem bin ich heute noch stolzer Besitzer einer durchaus unansehnlichen Hose, einer Maurerkelle und eines Gesellenbriefes –: Ergebnis von zwei Sommern praktischer Arbeit auf Hochbauten.

Der Beginn: Bier und saure Gurken für den Polier holen. Der Abschluß: die Gesellenprüfung vor der Meisterinnung in Berlin-Spandau.)

Architektonische Hilfestellung beim Unionfilm war nur ein Übergang.

Beruf, Studium und jahrelange Nachtarbeit hängte ich an den Nagel – warf alles über Bord und begann – – in der Schauspielschule. –

Das die Öffentlichkeit in keiner Weise interessierende erste Auftreten am Lessing-Theater in Berlin. Eine größere Rolle mit zwei Sätzen!

Und seitdem: Berliner Bühnen, Gastspielreisen, drei Jahre Schauspielhaus in Essen. Das war draußen die letzte Station – dann ging es zurück in die Heimatstadt.

Ich kam zum Rundfunk. Ich blieb beim Rundfunk. Seit Bestehen des Deutschlandsenders zu allen Tages- und Nachtzeiten am Mikrofon. Als Sprecher und Schauspieler. Vom „Guten Morgen, lieber Hörer" bis zum Nachtkonzert. „Musik im Freien" und „Wir bitten zum Tanz". Übertragungen aus Konzertsälen und Tanzlokalen. „Mit dem Deutschlandsender zu Besuch" in allen Ecken Deutschlands. Politische Kundgebungen. Wahlergebnisse aus dem Propagandaministerium. Weihnachtsabend im Haus des Rundfunks – Silvester am Mikrofon – beim Volkssender in den Ausstellungshallen – Hörspiele und Schallplatten – Nachrichten und Wehrmachtsberichte.

Und schließlich meine Wunschkonzerte (siehe Seite 1 bis Seite 216 dieses Buches!).

Auf Wiederhören!

Heinz Goedecke



Gespräch mit mir selbst

In der Annahme, daß es mir keiner übelnimmt, wenn ich mich selbst mit „Sie“ anrede:

„Was haben Sie eigentlich für eine geistige Entwicklung hinter sich?“

„Gar keine. In meinem Abgangszeugnis von der sechsten Volksschulklasse, in der ich zweimal sitzenblieb, lösen die Prädikate ‚Mangelhaft‘ und ‚Ungenügend‘ mit harmonischer Wechselseitigkeit einander ab.“

„Aber Sie müssen sich doch eine gewisse Art von Wissen erworben haben?“

„Das ist richtig. Man bittet zum Beispiel ehrfürchtig um meinen Rat, wenn eine Zimmerlinde gelbe Blätter bekommt. Ich bin nämlich Gärtner von Beruf.“

„Sie mißverstehen. Irgendwie müssen Sie doch die Zusammenhänge zwischen einer geistigen Ursache und einer geistigen Wirkung erkennen können.“

„Kann ich. Kann ich alles . . . Ich gab mal ein kurzes Gastspiel in der Konfektion . . .“

„Entschuldigen Sie mal, ich hätte gern gewußt, wann das eigentlich war, als Sie selbständig denken lernten?“

„Das war 1927 in der Obersteiermark. Ein Gutsbesitzer stellte mich vor eine Kuh und sagte: ‚Zapfen Sie vier Liter ab!‘“

„Das mag ja alles sehr interessant sein, aber wir kommen vom Thema weg. Ich möchte gern erfahren, ob und wie Ihr Geist systematisch geschult worden ist. Ihre Beobachtungsgabe zum Beispiel . . ."

„Das kann ich Ihnen genau sagen: das war das erstemal in einer Emmericher Ölmühle . . ., das zweitemal als Vertreter eines Glasversicherungskonzerns im Ruhrgebiet."

„Was hat denn das mit der geistigen Schulung zu tun?"

„Das will ich Ihnen erklären. In der Ölmühle zum Beispiel, da war ich als Koprasortierer . . . Aus Kopra wird Öl gepreßt, nicht wahr? Und der Sortierer der Koprastücke ist genau so wichtig wie der Schriftleiter, der mit seiner Beobachtungsgabe eine richtige Meldung von einer falschen Meldung unterscheiden können muß. Kennen Sie Cristobal da Cunha?"

„Keine Ahnung."

„Das ist die geborene Kopragegend. Da wird das Zeug massenweise gesammelt und gelangt dann auf dem Überseeweg in die Ölmühlen. Jetzt guckt sich der Koprasortierer die Bescherung an, und was sieht sein geschultes Auge?"

„Lauter Kopra."

„Nicht lauter Kopra. Sondern unter der lauteren Kopra eine ganze Menge unlauterer Kopra . . . Kennen Sie den Unterschied zwischen einem richtigen Apfel und einem Holzapfel?"

„Nein. Ist der gut?"

„Schlecht, ganz schlecht. Direkt bitter. Und bei der Kopra ist das genau so. Die bitteren Stücke müssen Sie mit Ihrer Beobachtungsgabe heraussortieren. Hört sich einfacher an als getan, lieber Herr."

„Schön. Und wie war das mit dem Glasversicherungskonzern?"

„Das war im Ruhrgebiet. Ist auch ein ganz besonderes Ding."

„Ich denke ‚Glas ist Glas'?"

„Im Ruhrgebiet nicht. Fragen Sie mal einen Glasversicherungsvertreter, in welcher Gegend er am liebsten Glas versichert. Überall – sagt er: nur nicht im Ruhrgebiet!"

„Warum nicht?"

„Weil dort die Prämien höher sind."

„Weshalb denn?"

„Weil das Glas im Ruhrgebiet eine kürzere Lebensdauer hat."

„Wieso das?"

„Weil der Zahn der Luft mit Hilfe der dortigen Industrieabdämpfe intensiver daran nagt. Jetzt werden Sie also vor eine Schaufensterscheibe gestellt und der Versicherungsnehmer fragt: ‚Wie hoch ist die Prämie?' Sie lassen Ihre Beobachtungsgabe walten und sagen sich: Na, Scheibe ist schon ziemlich madig. Also Klasse fünf, bitte! Und wenn Sie mit Ihrer Beobachtungsgabe mal danebentippen, dann hat der Versicherungskonzern den Schaden und Sie den Laufpaß."

„Alles gut und schön! . . . Aber jetzt möchte ich wirklich gerne wissen, wie Sie eigentlich zum Rundfunk gekommen sind?"

„Über einen Hörerbrief! Ich habe, nachdem ich noch in ein Dutzend andere praktische Berufe hineingerochen hatte, an den Rundfunk einen Brief geschrieben, ungefähr folgenden Inhalts: Lieber Sender, ich will ja nicht gerade behaupten, daß alles Quatsch ist,

was den Hörern vorgesetzt wird, aber manches könnte ich mir doch ganz anders denken!"

„Aha! Und dann?"

„Dann hat der Rundfunk sich dadurch gerächt, daß er mich herkommen ließ und ungefähr sagte: Mach's besser, du Großmaul!"

„Eine Gewissensfrage: Haben Sie's eigentlich besser gemacht?"

„Das weiß ich nicht. Manchmal kommen Hörerbriefe, die sagen: der Krug ist ein Vollidiot! Und manchmal kommen welche, die sagen: mach man weiter so! . . . Und wenn ich ehrlich sein soll, dann muß ich feststellen: die einen sind mir für meine Arbeit genau so wichtig wie die anderen!"



(19 Uhr 27 in den Applaus des letzten Stückes das

Schlusswort!)

Goedecke am Mittelmikrofon:

Das Wunschkonzert der Wehrmacht geht zu Ende,
die Front reicht ihrer Heimat jetzt die Hände, -
die Heimat aber reicht der Front die Hand.
Wir sagen gute Nacht, - auf Wiederhören,
wenn wir beim andern Male wiederkehren.
Auf Wiedersehen sagt das Vaterland.

(Sofortiger Einsatz für das Musikkorps:
"In der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n")

anschließend
Generalabsage aus Sprechraum
3!


BUTTER